A close-up, textured portrait of Martin Luther, showing his face from the nose up, with dark, wavy hair and a beard. The background is a warm, brownish-gold color.

Heinz Schilling

MARTIN
LUTHER

REBELL IN EINER ZEIT DES UMBRUCHS

Eine Biographie

C.H.BECK

Heinz Schilling

MARTIN LUTHER

*Rebell in einer Zeit
des Umbruchs*

C.H.Beck

Mit 51 Abbildungen und 4 Karten

1. Auflage. 2012
2., durchgesehene Auflage. 2013
3., durchgesehene Auflage. 2014

4., aktualisierte Auflage. 2016
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2012
Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München
Umschlagabbildung: Lucas Cranach der Ältere, Portraitzeichnung
Martin Luthers, © Privatbesitz, Schottland
ISBN Buch 978 3 406 70105 4
ISBN eBook 978 3 406 70106 1
Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel
sowie versandkostenfrei auf unserer Website
www.chbeck.de.
Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere
Informationen.

PALMA SUB PONDERE CRESCIT

Für Ursula et cetera familia

INHALT

Prolog: Luther als Mensch einer Epoche des Umbruchs 13

ERSTER TEIL: KINDHEIT, STUDIUM UND ERSTE

KLOSTERJAHRE – 1483–1511 21

I. 1483 – die Christenheit im Aufbruch 23

Neue Weltreiche 24 *Neue Frömmigkeit und modernisiertes Papsttum* 31
Partikularstaaten und frühmodernes Mächteeuropa 35 *Bevölkerungswachstum und Handelskapitalismus* 39 *Ein Jahrhundert der Wissenschaften und Künste* 44 *Aufschwung in Deutschland* 48 *Unruhe und Verunsicherung der Menschen* 51

II. Kindheit und Jugend 56

Sohn eines «armen Hauers»? 56 *Strenge und Radikalität des Mansfelder Alltags* 62 *Schule und Studium* 66 *Intellektuelles Profil und Charakter* 71

III. Krise und Zuflucht im Kloster 74

Studienkrise und Bekehrung vor Stotternheim 74 *«Der Welt rein abgestorben»?* 84 *Die Seelenqualen der Leistungsförmigkeit* 89 *Im Dienste des Ordens bis nach Rom* 100

**ZWEITER TEIL: WITTENBERG UND DIE ANFÄNGE DER
REFORMATION – 1511–1525** 115

I. Wittenberg 117

«An den Grenzen der Zivilisation» 117 Ausbau zur Residenz- und Univer-
sitätsstadt 119 Bastionen, Ravelins und Festungsgräben 128 Zwischen
Kloster, Hof und Bürgerstadt 129 Universität und Studienreform 136
Ein Netz von Freunden und Bekannten 141

II. Eleutherios – Die Geburt des freien Luther 146

Der lange Weg zur reformatorischen Theologie 146 Eine römische Alterna-
tivreform 155 Die Ablassthesen – Mythos und Wirklichkeit 160 «Allein
verzappelt mit den Papisten» 170

III. Der Reformator – Selbstbehauptung vor Kirche,

Kaiser und Reich 183

1. Schritte der Klärung 183

Monate der Ungewissheit und Anspannung 183 Rechtfertigung vor Orden
und Legat 185 Niederlage gegen Johannes Eck 189 «Die Zeit des Redens
ist gekommen» – die Reformschriften von 1520 193 Keine Lösung in letzter
Minute – Appell an Leo X. und Schuldbekennntnis Hadrians VI. 200 Flam-
mendes Fanal gegen den päpstlichen Antichrist 203

2. Der Weg nach Worms 205

Hoffnung auf den jungen König Karl 205 «Auch gegen den Willen aller
Pforten der Hölle» 210 Triumphzug unter Leibesqualen 214

3. Reformator und Kaiser 218

Erhöhung des heiligen Glaubens oder evangelische Universalreform 218
Das «durch die Worte Gottes gefangene Gewissen» 221 Die durch erha-
bene Vorfahren gefangene Majestät 226 Nachverhandlungen und Luthers
Abreise 231 Die geschichtliche Bedeutung des Wormser Geschehens 235

| | |
|---|--|
| IV. Die Kärnerarbeit beginnt | 240 |
| 1. Entrückt auf einer festen Burg und Held des Aufruhrs .. | 240 |
| <i>Wegscheide der Weltgeschichte</i> 240 | «Lebt er noch, oder haben sie ihn gemordet?» 242 |
| <i>Präsent in Wort und Bild</i> 244 | <i>Reform durch das Schwert des Adels und die Gewalt des Volkes?</i> 247 |
| «Das Evangelium ist ein Gesetz der Freiwilligen und der Freien» 253 | |
| 2. Zeit der Besinnung und der Arbeit | 255 |
| <i>Alltag auf der Wartburg</i> 255 | <i>Erste Entwürfe für die evangelische Erneuerung der Kirche</i> 264 |
| «Meinen Deutschen bin ich geboren» 270 | |
| | |
| V. Der Kampf um die Deutungshoheit im eigenen Lager | 279 |
| 1. Das Ringen mit den «falschen Brüdern» | 279 |
| <i>Reformation durch «Aufruhr und Empörung»?</i> 279 | <i>Nach Wittenberg «in gar viel einem höheren Schutz»</i> 283 |
| <i>Predigend das Heft wieder in die Hand genommen</i> 288 | <i>Reformation allein durch Überzeugung</i> 291 |
| <i>Sieg über Karlstadt und die Zwickauer Propheten</i> 293 | «Wer in Wittenberg den Luther nicht gesehen, der hat überhaupt nichts gesehen» 296 |
| 2. Gegen Müntzer und die «mörderischen Rotten der Bauern» | 298 |
| <i>Christenfreiheit als Bauernfreiheit?</i> 298 | <i>Luther oder Müntzer</i> 304 |
| <i>Zuflucht zu den Obrigkeiten</i> 309 | <i>Luthers Triumph und seine Kosten</i> 314 |
| «Sein Tod liegt auf meinem Halse» 320 | |
| | |
| VI. Angekommen in der Welt – Ehe, Familie, Großhaushalt ... | 322 |
| 1. Hochzeit als Zeichen in der Endzeit | 322 |
| <i>Katharina von Bora</i> 323 | <i>Auf Freiersfüßen</i> 326 |
| <i>Die Hochzeit – geschmäht auf Erden, im Himmel bejubelt</i> 328 | <i>Neue Alltagserfahrungen – Sexualität und Gattenliebe</i> 333 |
| 2. «Herr Käthe» | 338 |
| «Damit der Doctor macht, wie ich will» 338 | <i>Der Großhaushalt im Schwarzen Kloster</i> 340 |
| <i>Die Tischgespräche</i> 346 | |
| 3. Kinder sind das lieblichste Pfand in der Ehe | 348 |
| <i>Vaterliebe</i> 349 | <i>Vaterhärte</i> 352 |

**DRITTER TEIL: ZWISCHEN PROPHETENGEWISSHEIT UND
ZEITLICHEM SCHEITERN – 1525–1546 357**

I. Evangelische Erneuerung von Kirche und Gesellschaft 359

1. Wittenberg als Luthers Kathedralstadt 359

Partikulare Reformation statt Universalreform 359 Der alte Luther – pessimistisch und rastlos tätig 361 Christliche Bürgertugenden und Sittenzucht 364 Seelsorger und Prediger 369 In der Zentralkanzlei des Protestantismus 380 Auf Dienstreisen 382

2. Wittenbergs Theologie zwischen Rom und Zürich 390

Eine Kultur der Kontroverse 391 Gegen Erasmus und die humanistische Willensfreiheit 394 Die reale Gegenwart Christi auf Erden – Abendmahl und Taufe 403 Die akademische Lehre 416 Lutherrose und Marienfrömmigkeit 418

3. Um die evangelische Ordnung der Kirche und eine christliche Erziehung der Kinder 421

Mittelalterliche Reformmodelle und reformatorische Neubegründung 424 Gemeindegkirchliche Anfänge – die Leisniger Kastenordnung 427 Die sächsische Visitationsordnung 432 Eine evangelische Generalreform in Schule und Familie 439 Luthers Katechismus 444 Sündenerforschung und Beichte 446 Die Folgen – Konfessionskirchen und Konfessionskulturen der Neuzeit 447

II. «Aber wir Christen stehen in einem anderen Kampf» – vor den Herausforderungen der Welt 451

1. Streitbarer Zaungast des Augsburger Bekenntnisreichstags 455

Ein versöhnlicher Aufruf des Kaisers 455 Im Reich der Dohlen 458 Ringen um die Confessio Augustana 462 Kleingläubigkeit und Realitäts-sinn 468 Gegen Ökumene, Religionsgespräche und Konzil 472

2. Bündnisrecht und Widerstand – eine biblische Politiklehre 479

Zurück in Wittenberg 479 Politikberatung in Zeiten der Krise 480 Von zwei Reichen und zwei Regimenten 482 Widerstandsrecht und Schmalkaldischer Bund 487 Gegen den politischen Katholizismus und die Täufer in Münster 493 Päpstliches Konzil und «Testament der Religion halben» 497

3. Das Dilemma der hessischen Doppellehe 503
 «Hemmungslose Sexualität» oder «Ende der Doppelmoral»? 503 Vergleichs-
 fälle im katholischen Lager 506 Seelsorge und Politik 508
4. Wirtschaft, Gesellschaft, Lebenswelten 512
 «Leihet ohne Wiedernehmen» ist in der Welt nicht praktikabel 513 Gegen
 Wucherer und Spekulanten 517 Beruf und Stand 521 Über Hexen und Zi-
 geuner 526 Handeln des Christen in der Welt 527

III. Im Widerstreit der Emotionen – zwischen gottergebener

Lebensfreude und apokalyptischen Ängsten 530

1. Irdische Freuden – Bilder, Dichtung und Musik 532
 «Denn ichs mit den bilderstürmen nicht halte» 532 «Wenn ich schreib,
 fließts mir» 537 «Ich liebe die Musik» 542 «Damit das Wort Gottes auch
 durch Gesang unter den Leuten bleibt» 544
2. Eschatologische Bedrohung – Türken und Juden 550
 Die Türkenschriften zwischen Zeit- und Heilsgeschichte 552 Die Juden – der
 lebensweltliche Hintergrund 556 Josel von Rosheim 564 Die frühen und
 die späten Judenschriften 568 «Das wesserig jüdische blut» 574
 Endzeitdenken und Abwehr der Andersgläubigen 576

IV. Sterben in Christo – «wir sind alle Bettler, das ist wahr» 581

- Nach Mansfeld zur Rettung von Bergbau und evangelischer Kirche 583
 Die letzten Predigten – wider die Türken, Juden und den Teufel 589
 Die letzte Botschaft – Sterben in Christo 594 Trauerzeremoniell, Grablegung
 und Luthermemoria 600 Nochmals Reformator und Kaiser 611

Epilog: Luther und die Neuzeit – die Dialektik von

Scheitern und Erfolg 619

- Eine veränderte Welt und Luthers Anteil daran 619 Das Ende des Universa-
 lismus 621 Luthers Erfolg und seine Voraussetzungen 624 Neuzeitliche
 Konfessionskirchen und Konfessionskulturen 628 Staat und Politik 631
 Toleranz und Pluralismus 634 Christen und Juden 637 Freiheit und Ge-
 wissen 639 Welthaftigkeit des Glaubens 641

Anhang

| | |
|--|-----|
| Nachwort zur vierten, aktualisierten Auflage | 647 |
| Danksagung | 651 |
| Anmerkungen | 653 |
| Bibliographie | 694 |
| Bildnachweis | 720 |
| Personenregister | 722 |

Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht,
unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend,
herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt.

*Johann Wolfgang von Goethe, West-östlicher Divan.
Noten und Abhandlungen, Israel in der Wüste*

PROLOG

Luther als Mensch einer Epoche des Glaubens und des Umbruchs

Martin Luther, der Wittenberger Reformator, lebte in einer «Epoche, in welcher der Glaube herrscht». Ja, in der Zeit des Umbruchs vom Mittelalter zur Neuzeit war es im Wesentlichen ihm zu verdanken, dass die Religion zu jener Kraft wurde, die Deutschland und Europa für mehr als ein Jahrhundert in ihren Bann schlagen sollte – «glänzend, herzerhebend und fruchtbar», aber auch finster, herzerreißend und zerstörerisch. Das musste auch Luther durchleben – in hochfliegenden Stunden des Erfolgs und der Hoffnung, alle Welt zu überzeugen, und in bitteren Wochen, in denen er Satan und seine finsternen Gewalten gegen sich und sein Werk anstürmen sah. Nie aber hat er daran gezweifelt, dass ihn Gott selbst zu seinem Propheten berufen hatte.

Nicht dass es an Religion gemangelt hätte, als Martin Luther oder Luder, wie über die ersten Jahrzehnte hin sein Familienname lautete, am 10. November 1483 in Eisleben in der mitteldeutschen Grafschaft Mansfeld zur Welt kam. Im Gegenteil, kaum eine Epoche war stärker mit Fragen der Religion und der Kirche befasst als das ausgehende 15. Jahrhundert.¹ Das aber war Ausdruck einer beunruhigenden Spannung zwischen dem kühnen diesseitigen Aufbruch des römischen Papsttums und den Nöten eines Kirchenvolkes, das den Heilszusagen der Priesterkaste nicht mehr traute und daher verunsichert nach der

Wahrheit und dem Heil suchte. Erst Luther brachte den sicheren Anker einer Religion, die jeder Mensch als seine ureigene Sache begreifen konnte.

Auch die Römische Kirche hat Luther zu danken. Denn ohne die Wittenberger Herausforderung hätte sie sich kaum so entschieden von dem verweltlichten Renaissancepapsttum befreien und den Weg in eine Epoche bahnen können, in der wieder als Erstes der Glaube galt. So sehr sich auch bereits innerhalb der Papstkirche Kräfte der Neubesinnung regten, war es doch erst die Rebellion des Augustinermonchs, die der werdenden Neuzeit Glauben und Religion einschrieb, und zwar als dynamische, die Welt verändernde Kräfte.² Das diente vielen Menschen zum Heil und zur Befreiung; für nicht wenige brachte es aber Unheil und Verderben. Die gnadenlose konfessionelle Unduldsamkeit, die für mehrere Generationen auf die Reformationsepoche folgte, ließ im Innern der Gesellschaften unversöhnliche Gegensätze aufbrechen, die sich in blutigen Verfolgungen entluden und nicht selten ins Chaos der Bürgerkriege führten. Und nach außen, zwischen den Staaten trug die Unversöhnlichkeit der konfessionellen Kirchen- und Weltanschauungssysteme entscheidend zu der Selbstzerfleischung in den Religions- und Staatenkriegen bei, zu der sich der Konkurrenzkampf der europäischen Mächte ausgangs des Reformationsjahrhunderts zuspitzte.³

Goethes Begeisterung für Epochen des Glaubens, mehr noch seine komplementäre Abwertung «aller Epochen, in denen der Unglaube einen kümmerlichen Sieg behauptet», als Zeiten des «Scheinglanzes und des Unfruchtbaren» sind der säkularen Gegenwart fremd, ja befremdlich. Doch gerade deswegen sind sie geeignet, uns den Weg zu weisen, wie ein halbes Jahrtausend nach der Veröffentlichung der 95 Reformationsthesen am 31. Oktober 1517 eine Biographie Martin Luthers anzulegen ist. Und auch das heute kaum verständliche Phänomen, dass seine keineswegs einfach verständlichen theologischen Aussagen die Herrschenden herausforderten und von vielen Millionen Menschen jubelt wurden, lässt sich nur begreifen, wenn wir uns klar machen, dass für Luther und seine Zeitgenossen Religion und Kirche einen ganz anderen Stellenwert besaßen als für uns heute, dass – mit einem etwas gewagten Vergleich beschrieben – die Men-

schen damals ähnlich ängstlich die Sicherheit des Glaubens vermissen wie wir heute die Sicherheit der Finanzmärkte oder den globalen Frieden.

Über die Jahrhunderte hin wurde der Wittenberger als der Vorläufer der jeweiligen Gegenwart und als Bahnbrecher der Neuzeit porträtiert. In den vergangenen Jahrhundertfeiern schuf sich jede Generation ihren eigenen Luther:⁴ 1617 am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges den kämpferischen Luther, der die gefährdete protestantische Welt gegen die Konterrevolution der «Römlinge» verteidigen sollte; 1717 in der aufbrechenden Verträglichkeit und Säkularität der Aufklärung eher den zahmen, weltoffenen Luther; 1817 und 1917 den nationalen Luther als Heros religiöser Tiefe der Deutschen und Schutzschild gegen westliche Überfremdung durch eine als oberflächlich und seicht diffamierte romanische Zivilisation. Mit der historischen Gestalt hatte all das nur noch wenig zu tun. Es war «der Herren eigener Geist», den die jeweiligen nationalen oder lokalen Festkomitees feierten.

Es ist an der Zeit, diesen Gedenkkult zu durchbrechen und Martin Luther, sein Denken und Handeln wie dasjenige seiner Zeitgenossen als das darzustellen, was sie für den heutigen Menschen zuerst und vor allem sind, nämlich Zeugen «einer Welt, die wir verloren haben», oder besser gesagt, die nicht mehr die unsere ist und uns somit mit dem Fremden und ganz Anderen konfrontiert. Luther dachte und handelte als ein «Mensch zwischen Gott und Teufel», und als solcher ist er einer Gegenwart begreiflich zu machen, die den Teufel nicht mehr kennt und Gott nur noch – wo überhaupt – in Gottesbildern, die dem Wittenberger unverständlich gewesen wären.⁵

Es ist nicht die geringste emanzipatorische Leistung der Historie, dass sie der so ganz selbstverständlich hingenommenen Gegenwart fremde Lebens- und Denkwelten als Spiegel vorhält und dadurch die scheinbar «alternativlosen» Zwänge der Gegenwart relativiert. Die Konfrontation mit dem ganz Anderen in der eigenen Vergangenheit lässt die prinzipielle Wandelbarkeit nicht nur der materiellen Lebensumstände, sondern auch des Denkens und der Emotionen der Menschen hervortreten. Nicht um einen Luther, in dem sich unser eigener Geist spiegelt, soll es im Folgenden gehen, sondern um den «frem-

den» Luther, dessen Denken und Handeln sich sperrig zu den Interessen nachfolgender Generationen verhält, so oft es auch zur Legitimation gegenwärtigen Handelns diene und weiterhin dienen wird.

Selbstverständlich schließt diese Fremdheit nicht aus, sondern zwingt dazu, komplementär auch immer wieder diejenigen Linien und Zusammenhänge herauszuarbeiten, die das Werk des Reformators ebenso wie die Entscheidungen der Reformationsepoche mit der weiteren Entwicklung der Neuzeit bis hin zur Gegenwart verbinden. Dabei ist aber darauf zu achten, dass wir Luther nicht vorschnell zu dem Unseren machen und dass wir zwischen beabsichtigten und nicht beabsichtigten Folgen unterscheiden. Luthers Wirken in seiner Zeit ist von der Wirkungsgeschichte zu trennen, die über die Jahrhunderte hin den Reformator und sein Werk mit den Vorstellungen und dem Begriffsverständnis der jeweils eigenen Zeit deutete und so mit einem Sediment von Rezeptionsschichten überlagerte,⁶ die es in gleichsam archäologischer Arbeit abzutragen gilt.

Wie kaum bei einem anderen, selbst bei Goethe nicht, ist es in erster Linie das Werk, das authentisch Auskunft über Luthers Handeln und Denken gibt. Er wirkte durch sein und in seinem Wort, das schriftliche seiner Briefe, Manifeste, Pamphlete und theologischen Abhandlungen und das gesprochene der Predigten, Vorlesungen und Tischreden, die meist durch Mitschriften seiner Hörer auf uns gekommen sind. Es wird daher in diesem Buch ausführlich aus Luthers Werken zitiert, in der Regel in der frühneuhochdeutschen Diktion und Schreibweise des Reformators und seiner Zeit.⁷ Schnellen Lesern mag das gelegentlich beschwerlich erscheinen. Sie werden entschädigt durch die Farbigkeit und den Bilderreichtum von Luthers Sprache, deren ungebändigte Kraft sie zugleich daran erinnert, dass der Reformator Zeitgenosse eines Götz von Berlichingen war. Zudem ist der Rückgriff auf das authentische Werk der sicherste Weg, im Dickicht einer kaum noch überschaubaren Literatur zu einem eigenständigen Verständnis des Reformators zu gelangen und seine Stellung in den kirchlichen und politischen Positionskämpfen zu Beginn der Neuzeit zu bestimmen – unberührt von Apologetik oder Verleumdungen, wie sie noch vor wenigen Jahrzehnten mit der These ins Kraut schossen, Luther sei wegen einer Mordtat ins Kloster gegangen.⁸

Allein, auch der Rückgriff auf die Schriften wirft Probleme auf. Nicht weil sie schwer zu greifen oder in der Textüberlieferung durchgehend unsicher wären – die große Weimarer Ausgabe, aus der hier zitiert wird, bietet eine verlässliche Grundlage wie auch zahlreiche weitere Teilausgaben oder Übersetzungen, vor allem ins Englische.⁹ Auch die noch Mitte des vorigen Jahrhunderts beschworene Gefahr, «über die Beschäftigung mit Luthers Theologie den Menschen Luther zu verlieren»¹⁰, ist durch die zwischenzeitlich erfolgte Öffnung der theologischen Kirchen- zur Allgemeingeschichte weitgehend überwunden. Es sind vielmehr die Quellen selbst, die mit Bedacht gelesen und gedeutet werden wollen, und zwar gerade diejenigen, die wie Selbstzeugnisse erscheinen und bei denen sich der Leser nur zu gerne der Illusion hingibt, ganz nahe bei Luther zu sein. Seine Aussagen über Entstehung und Entwicklung seiner Theologie und über die davon ausgelösten Schlüsselereignisse der Reformation sind meist im Rückblick nach zehn, zwanzig Jahren formuliert und unterliegen damit den von der jüngeren Hirnforschung immer deutlicher herausgearbeiteten Bedingungen der menschlichen Erinnerung. Vor allem aber sind sie in dem postreformatorischen Selbstverständnis und in einer auch propagandistisch gedachten Selbststilisierung gesprochen, die dem Augustinermönch um 1520 noch ganz fern lagen. Das gilt für sein «großes Selbstzeugnis» von 1545 in der Vorrede zum ersten Band seiner lateinischen Gesamtausgabe, aber auch bereits für die erste zusammenhängende Selbstdeutung in der Vorrede des Danielkommentars von 1530.¹¹ – Gravierender noch stellt sich das Problem bei den sogenannten «Tischgesprächen», die das populäre Lutherbild nachhaltig prägten. Denn hierbei handelt es sich nicht um eigene oder von ihm autorisierte Texte, sondern um Mit- und Nachschriften seiner Schüler, in denen diese, zugespitzt formuliert, den Luther präsentieren, den sie sich wünschten – den Dogmatiker und Seelsorger, dessen evangelische Lehre oder fromme Erbauung für alle nachfolgenden Generationen festzuhalten sind, oder den Rebellen gegen Papst und Scholastik, so das Interesse seines letzten Famulus Johann Aurifaber, der 1566 die erste Sammlung von Tischreden veröffentlichte.¹²

Stärker als in kirchengeschichtlich ausgerichteten Biographien Lu-

thers üblich wird seine Zeitgenossenschaft zum Verständnis seines Denkens und Handelns herangezogen, soll der «Mann in der Zeit und die Zeit in dem Mann verständlich» gemacht werden.¹³ Dass der Wittenberger maßgeblichen Anteil an den säkularen Veränderungen hatte, die in Deutschland und Europa im 16. Jahrhundert aufbrachen, steht außer Zweifel. Ebenso unbestreitbar ist aber, dass er selbst bereits das Produkt eines langfristig angelegten Umbruchs war. Denn «die neue Zeit», das tritt den Historikern immer klarer vor Augen, brach nicht erst um 1500 an, sondern hatte lange Wurzeln im späten Mittelalter.¹⁴ Auch für den Reformator gilt es, die Doppelnatur des historisch wirkenden Individuums zu beachten, das in gleicher Weise von seiner Zeit geprägt ist, wie es seine Zeit prägt. Leben und Wirken des Reformators sind in einen weiten zeitlichen Horizont einzuordnen, der das späte Mittelalter ebenso einschließt wie das Zeitalter der Konfessionalisierungen, das auf die Reformationsepoche folgte. Darüber hinaus soll Zeitgenossenschaft in diesem Werk eines Frühneuzeit-historikers so verstanden werden, dass die Luther widerstrebenden Personen und Institutionen nicht nur als der Wahrheit unwillige oder unfähige Gegner erscheinen. Den Kaiser, die Päpste, die katholischen Reformen, die altkirchlich optierenden Fürsten, Theologen und Humanisten, allen voran Erasmus von Rotterdam, gilt es als eigenwertige historische Kräfte zu begreifen und in ihren intellektuell-kulturellen und politisch-gesellschaftlichen Grundlagen zu würdigen.

Luther erscheint als Rebell, der sein Zeitalter mit prophetischer Gewalt zur Entscheidung in existentiellen Grundsatzfragen der Religion und des Glaubens zwang. Mit seinem trotzigem «Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen», das die reformatorische Propaganda gleich nach seinem Auftritt 1521 in Worms in die Welt hinaus sandte, galt und gilt er den Protestanten als weltgeschichtlicher Heros, der den Großen und Mächtigen widerstand und von ihnen Nachfolge erwartete. Es ist an der Zeit, auch seinen Gegenspielern, insbesondere dem jungen Habsburgerkaiser Karl, zuzubilligen, dass auch sie ihre eigene Glaubenswahrheit vertraten, die sie gefangen hielt und zu der sie stehen mussten, wie Luther zu der seinigen. Erst wenn man auch den Gegenentwürfen zu der von Wittenberg

ausgegangenen Reformation historische Gerechtigkeit widerfahren lässt, wird das von Luther beherrschte Zeitalter der Reformation als eine jener Epochen verständlich, in denen «glänzend, herzerhebend und fruchtbar» um den rechten Glauben und seine Herrschaft gerungen wurde.

Erster Teil

**Kindheit, Studium und
erste Klosterjahre**

1483–1511

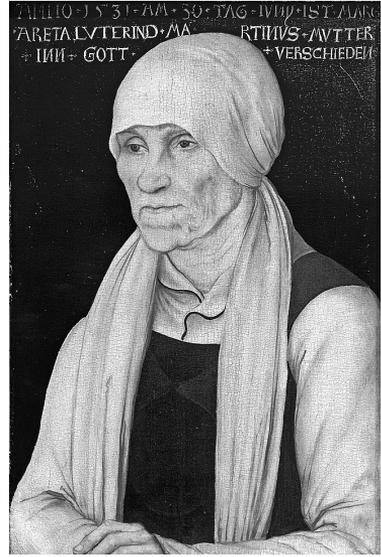
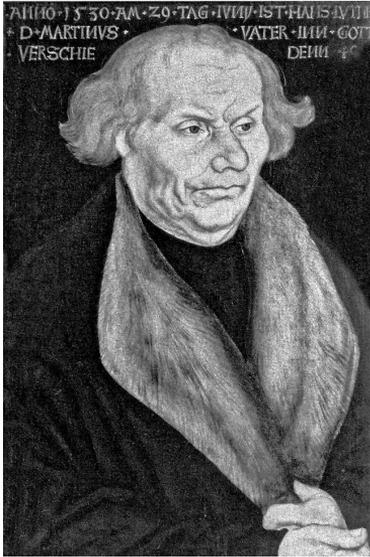


Als Martin Luder 1483 geboren wurde, war die Entdeckung der Welt durch europäische Seefahrer bereits in vollem Gange. Vor allem Portugiesen segelten zu dieser Zeit die westafrikanische Küste entlang und von dort auf die vorgelagerten Inselgruppen hinaus. Nur wenige Jahre später wagte Kolumbus die Fahrt über den Atlantik und entdeckte Amerika. Im Reich fand das vor allem in Oberdeutschland Interesse, etwa bei dem Nürnberger Kaufmann Martin Behaim, der als einer der ersten die Welt kugelförmig als Globus darstellte. – Luther blieben die maritimen Welten zeitlebens fremd. Er wurde vom Montanboom Mitteleuropas geprägt, der in seinem Mansfelder Vaterland und seiner späteren Heimat Sachsen eine vergleichbare Dynamik entfaltete wie im Südwesten Europas die Entdeckungsfahrten.

I. 1483 – DIE CHRISTENHEIT IM AUFBRUCH

Der 11. November ist der Tag Martins von Tours, jenes Heiligen, der der Legende nach als Offizier einer römischen Reitertruppe am Stadtor des heutigen Amiens zu tiefer Winterszeit einem Bettler begegnete und mit ihm seinen Mantel teilte. Die lateinische Christenheit begeht diesen Tag von alters her feierlich mit Messen und frommem Gedenken, mit Martinssingen der Kinder, für das sie mit Martinshörnchen und anderen Süßigkeiten beschenkt werden, mit Gänsebraten für die Erwachsenen. Im ausgehenden 19. Jahrhundert wurden dann abendliche Prozessionen üblich, auf denen Martin hoch zu Ross einem Laternenumzug voran reitet. So war es fast selbstverständlich und entsprach einer gefestigten Tradition, dass der Bergunternehmer Hans Luder und seine Frau Margarete sogleich am 11. November ihren am Tag zuvor geborenen ersten Sohn auf den Namen des Tagesheiligen Martin taufen ließen. Taufkirche Martin Luders – so die ursprüngliche Namensform der Familie, die von nun an immer dann gewählt wird, wenn es um die Lebensabschnitte vor der emphatischen Umbenennung in «Luther» im Zuge der Reformation geht¹ – Taufkirche also war St. Peter und Paul in dem von kleineren bis mittleren Handwerkern bewohnten Brückenviertel der Mansfelder Bergarbeiterstadt Eisleben, wo das erst kurz zuvor aus dem Thüringischen zugezogene Ehepaar Luder ein bescheidenes Haus besaß.

Da ein Kirchenbuch nicht vorliegt und nähere Angaben weder von den Eltern noch von dem Reformator überliefert sind, ist davon auszugehen, dass der damalige Inhaber der Pfarrstelle, Pfarrer Bartholomäus Rennebecher, die Taufe durchführte und dass nahegeessene Verwandte – etwa der Onkel mütterlicherseits, Anton Lindemann, Berggraf der Grafschaft Mansfeld – oder befreundete Nachbarn die



Als ihr Sohn berühmt geworden war, galt es seine Eltern für die Nachwelt zu porträtieren: Hans und Margarete Luder, gemalt 1527 von Lucas Cranach d. Ä.

Taufpaten waren. Das genaue Geburtsjahr indes ist nicht gesichert: Als die reformatorische Tat den Sohn berühmt gemacht hatte und die deutsche Öffentlichkeit sich für seine Biographie interessierte, erinnerte sich seine zu diesem Zeitpunkt bereits im siebten Lebensjahrzehnt stehende Mutter, dass Martin am 10. November kurz vor Mitternacht geboren sei. Das genaue Jahr freilich wusste sie nicht zu nennen, auch das durchaus üblich in einer Zeit, der Geburts- und Taufurkunden oder gar «Familienstambücher» noch fremd waren. Luther selbst wählte sich gewiss: «Ich bin 1484 in Mansfeld geboren, das ist sicher.» Eine Urkunde darüber besaß aber auch er nicht. Philipp Melancthon, sein Wittenberger Kollege und erster Biograph, brachte 1483 als Geburtsjahr ins Spiel und konnte damit die Lutherforschung rasch überzeugen.²

Neue Weltreiche

1483 war die Christenheit, wie sich die Europäer damals und noch lange danach nannten, im Aufbruch: Im Westen, von der Iberischen

Halbinsel aus, stachen seit Jahrzehnten portugiesische und kastilische Karavellen in See, um neue Wege zu den indischen Gewürzländern zu suchen. Denn die alten Verbindungen über das östliche Mittelmeer und auf dem Landweg durch die Levante wurden immer unsicherer, seit das Reitervolk der Osmanen nach Kleinasien und in den Vorderen Orient vorstieß. Mit dem Ausgreifen der Iberer auf neue Ufer und neue Länder ging die Mission der dort lebenden Menschen einher, um mit der Aneignung ihrer Schätze ihre Seelen für das christliche Heil zu erretten.

Vorangetrieben von dem portugiesischen Infanten Heinrich dem Seefahrer (1394–1460), der zugleich zu den ersten Mathematikern und Astronomen seiner Zeit zählte, waren die Portugiesen zunächst nach Süden, die afrikanische Küste entlang gesegelt. In den 1480er Jahren fasste Christoph Kolumbus dann den Weg nach Westen ins Auge, über die vorgelagerten, seit einer guten Generation bekannten Azoren und Kapverdischen Inseln hinaus. Für ihn stand fest, dass die Welt eine Kugel war, und so trug er Anfang 1484, also wenige Monate nach der Geburt des späteren Reformators, dem portugiesischen König Johann II. seinen Plan vor, den Seeweg nach Indien in westlicher Richtung zu suchen über den noch völlig unbekanntem Atlantik hinweg.³ Nur weil die Portugiesen unbeirrbar an der eingeschlagenen Richtung längs der afrikanischen Küste festhielten und Kolumbus auch am kastilischen Hof zunächst auf taube Ohren stieß, wurde Amerika nicht unmittelbar nach der Geburt Martin Luters entdeckt.

Wie viel von diesen neuen Welten den Lebensumkreis des heranwachsenden Kindes erreichte, ist schwer abzuschätzen. Die gelehrten Deutschen jedenfalls waren bestens unterrichtet. Einer von ihnen, der Nürnberger Kaufmann Martin Behaim, begab sich sogar an den portugiesischen Hof und nahm in den frühen 1480er Jahren an einer Expedition südwärts die afrikanische Küste entlang bis zur Kongomündung teil. Als er zur Regelung persönlicher Angelegenheiten für einige Zeit in seiner Heimatstadt weilte, entstand auf der Grundlage seines geographischen Wissens der berühmte, heute im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg zu sehende Behaim-Globus, eine der ersten Kugeldarstellungen der Welt. Luters Elternhaus scheint

dagegen wenig, wenn überhaupt von den neu entdeckten Welten oder deren bald nach Europa strömenden Kolonialwaren berührt worden zu sein. Jedenfalls befanden sich in der an zeitgenössischen Überresten reichen Baugrube, die die Archäologen unlängst neben dem Mansfelder Haus der Luders entdeckten,⁴ keinerlei Haushaltsgegenstände, Textilien oder Nahrungsmittel außereuropäischen Ursprungs. Das gilt auch für den eigenen Haushalt, den der Reformator ein Vierteljahrhundert später im Wittenberger Augustinerkloster gründen sollte.

Während sich in den seefahrenden Nationen Südwest- und Westeuropas die Gelehrten, Theologen ebenso wie Geographen oder Biologen, aber auch bereits eine breite Öffentlichkeit mit den neuen Nachrichten aus Übersee und den dortigen religiösen und politischen Verhältnissen befassten, blieb das Weltbild des Reformators bis zu seinem Tod kontinental und von den neuen Welten seltsam unberührt: In den 1520er Jahren setzt er sich in einer Epistel und einer Predigt mit dem scheinbaren Widerspruch auseinander, dass einerseits die Bibel von der Mission der Apostel sagt: *«ir stimm ist in die ganze welt außgangen»*, andererseits *«vil inseln erfunden wordenn noch zu unseren zeiten, die da heiden seint und niemand hat in gepredigt»*.⁵ Und in seiner in den 1540er Jahren vorgelegten Geschichtstabelle *Supputatio annorum mundi* deutet er neue Krankheiten, die von den im Ozean entdeckten Inseln nach Europa gelangt waren, als *Unum de signis magnis ante diem Extremum*,⁶ also als ein Zeichen des Weltendes. Jenseits dieser missionsgeschichtlichen und eschatologischen Perspektive fand Luther kein Interesse am Ausgreifen Europas auf die anderen Kontinente.

Der Blick auf Spanien lehrt uns auch, dass nicht nur der deutsche Reformator um die religiösen und ethischen Grundlagen und deren Verwirklichung in der Welt rang. Auch der öffentliche Diskurs, den seine Thesen und sein Auftritt 1521 vor dem Reichstag in Deutschland auslösten, ist genau betrachtet so einmalig nicht. Die Theologen Spaniens sahen sich vor die Herausforderung gestellt, das Christentum an umstürzend neue Verhältnisse anzupassen. Die Dominikaner Antonio de Montesinos (um 1475–1540) und insbesondere Bartolomé de Las Casas (1474–1566) zwangen in Spanien Politiker und Öffent-

lichkeit in einer durchaus vergleichbaren Weise wie Luther in Deutschland zu einem grundsätzlichen Disput über das Wesen des Christentums und über seine Präsenz in der Welt.⁷ Die jeweilige Herausforderung war allerdings von unterschiedlicher Natur – hier die inneren Seelenqualen des sächsischen Mönchs, dort bei Las Casas und seinen Unterstützern die christlich-humane Empörung über die unwürdige Realität von Mission und Kolonialpolitik bis hin zum Kampf gegen die Versklavung von Schwarzafrikanern.

Die iberischen Gesellschaften, die noch auf Generationen hin die europäische Expansion und damit auch die Ausbreitung des Christentums trugen und zwischen denen 1494 im berühmten, auf dem Schiedsspruch Papst Alexanders VI. beruhenden Vertrag von Tordesillas die neu entdeckten Weltregionen aufgeteilt wurden, sind zugleich ein einprägsames Beispiel dafür, dass die lateinische Christenheit auch im Innern einen gewaltigen Formierungs- und Veränderungsschub erlebte. Der Umbruch, der in protestantisch-kleindeutscher Perspektive in der Regel für Luther und die Reformation reserviert wird, fand ausgangs des 15. Jahrhunderts auch andernorts und vorreformatorisch statt: Seit 1479, als König Johann II. von Aragonien starb, regierten Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragon, die bereits 1469 geheiratet hatten, als «Los Reyes Cathólicos» – so ihr von Papst Alexander VI. verliehener Titel – über ihre vereinten Königreiche, für die sich schließlich der Name Spanien einbürgern sollte. Und als ihr Heer im Januar 1492 Granada und damit die letzte Bastion der Araber und des Islams auf der Iberischen Halbinsel eroberte, hatten die Katholischen Könige innerhalb eines guten Jahrzehnts die vor Jahrhunderten begonnene Reconquista vollendet. Spanien war wieder unter ausschließlich christlicher Herrschaft. Parallel dazu festigte König Ferdinand die Ansprüche seines Hauses auf das Königreich Neapel-Sizilien, nicht zuletzt durch eine weltgeschichtlich folgenreiche Eheallianz mit dem Hause Österreich.

Auch Religion und Kirche waren auf der Iberischen Halbinsel im Umbruch. Zusammen mit der politischen Neuordnung der Einzelherrschaften zum kastilisch-aragonesischen Gesamtreich Spanien wurden dort auch Kirche, Spiritualität und Wissenschaft umgestaltet, ja die religiösen und kulturellen Reformen waren Teil der staatlich-

gesellschaftlichen Erneuerung. In den ersten beiden Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts zielten die Reformen der Erzbischöfe Hernando de Talavera, Pascual de Ampudia und Francisco Jiménez de Cisneros auf eine religiöse Erneuerung und kirchliche Reform ab, die die Entwicklung zur neuzeitlichen Nationalkirche Spaniens einleitete. Anders als bei Luther und in der deutschen Reformation geschah dies aber nicht in Konfrontation zum Papst, sondern in selbstbewusster Partnerschaft mit Rom. Diese Reformen machten eine protestantische Reformation nach Art der Lutherischen offensichtlich überflüssig. Jedenfalls waren die Spanier gegen Luther und die Reformation immunisiert, die sie verständnislos und empört als «*pestis Germaniae*», als «deutsche Pest», beschimpften.

Luthers Weltansicht unterschied sich auch insofern von der iberischen Art des Aufbruchs in die Neuzeit, als sein Christenheitskonzept ganz und gar auf Europa bezogen blieb. Während die Christenheit für Spanien zu einem realpolitischen Welt-Projekt geworden war, blieb die Mission für den Wittenberger ein eher abstraktes, theologisches Problem. So wurden «Weltmission» und die eng damit verbundene frühneuzeitliche europäische Globalisierung zu einem katholischen Phänomen,⁸ bis die maritim-weltausgreifende reformierte Variante des Protestantismus dem kontinentalen Luthertum an die Seite trat und von Holland und England aus in den Wettlauf um die Seelen und Märkte in Übersee eintrat. Ihre religiöse Selbstsicherheit fanden die Spanier auch bei diesem Ausgreifen auf unbekannte Welten in einer erneuerten Frömmigkeit und deren barock weiterentwickelten Heiligenhimmel: Noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stiftete die Übersee-Kaufmannschaft Sevillas für den Altar der Casa de Contratación, der administrativen und kultur-religiösen Zentralinstitution spanischer Überseehegemonie, ein Tafelbild der Schutzmantelmadonna, jenes Heiligtumstypus also, der ausgangs des Mittelalters in Europa weit verbreitet war, weil die verunsicherten Menschen Trost in der Vorstellung fanden, der weite Mantel der Gottesmutter böte ihnen Schutz vor den allgegenwärtigen Gefahren für Leib und Leben und werde Schaden von ihren Seelen abhalten.

Nicht anders als die Eroberer und Überseeaufseher Spaniens sahen sich die Unternehmer und Knappen der Montanregionen Mittel-



Schutzmantelmadonna auf dem Altar der Übersee-Kaufmannschaft in der Kapelle der Contratación in Sevilla, gemalt von Alejo Fernández zwischen 1532 und 1536

europas gerne unter der Obhut der Madonna und ihres weiten Mantels – auch und gerade im Erzgebirge und im Harz, wo Luder das Bild der schützenden Gottesmutter von Kindheit an vertraut war, wie auch die Fürsprache ihrer Mutter Anna, der besonderen Heiligen der Bergarbeiter. So erscheint es wenig erstaunlich, dass er später in der Todesangst, in die ihn als Student ein Gewitter auf offenem Feld versetzte, Anna um Hilfe anfehte und ihr gelobte, dafür fortan ein frommes Leben im Kloster zu führen. Der damit eingeschlagene Weg führte ihn und den Teil der Christenheit, der ihm zu folgen bereit oder gezwungen war, dann allerdings in eine radikale Abkehr von den tra-

ditionellen Pfaden der Frömmigkeit, die in Spanien und anderen bei der Papstkirche bleibenden Ländern Europas den Aufbruch in die Neuzeit und in die neuen Welten absicherten: nicht Zuflucht unter den Mantel der Madonna oder zu anderen Heiligen war die Lösung Luthers, sondern die unmittelbare Begegnung des einzelnen Menschen mit Gott und seine Selbstvergewisserung in der ihm zugesagten Gnade.

Gleichzeitig mit dem Aufbruch im Südwesten kam es in Martins Kinder- und Jugendzeit auch im Südosten zu einschneidenden Veränderungen. Dort war 1453 mit der Eroberung der altehrwürdigen Kaiserstadt Byzanz / Konstantinopel durch das muslimische Reitervolk der Türken eine neue Bedrohung aufgezo-gen, die für die nächsten Jahrhunderte Europa militärisch wie geistig-kulturell in Atem halten sollte. Das osmanische Weltreich schob sich in den nächsten anderthalb Jahrhunderten immer weiter den Balkan hinauf auf den europäischen Kontinent und beherrschte bald auch weite Teile des Mittelmeers und seiner afrikanischen Küstenzonen. Das ging zunächst auf Kosten der griechisch-orthodoxen, seit dem frühen 16. Jahrhundert auch der lateinischen Christenheit. Unter dem energischen Regiment Sultan Suleimans des Prächtigen (1520–1566) waren Venedig und Ungarn bedroht; 1526 vernichteten die Osmanen bei Mohács das ungarische Heer und erkämpften sich damit den Weg in die Theiss- und Donau-ebene. Von dort stießen sie weiter auf Krain (das heutige Slowenien), die Steiermark, Kärnten und Österreich vor. 1529 belagerte erstmals ein osmanisches Heer die Kaiserstadt Wien und löste eine Angstpsychose aus, die sich auf Jahrhunderte hin traumatisch in das kollektive Bewusstsein der Deutschen einprägte. Als 1522 Rhodos fiel, war das östliche Mittelmeer beinahe ein *mare clausum* des osmanischen Weltreiches, das über Stützpunkte an der nordafrikanischen Küste bis hin nach Tripolis bald auch ins westliche Becken vorstieß und damit in eine direkte Konfrontation mit den spanischen Reichen und den ihnen angeschlossenen Kronen von Sizilien und Neapel eintrat.

Im Gegensatz zu den Ereignissen auf der Iberischen Halbinsel und in Übersee, die den mitteldeutschen Lebensraum des Reformators kaum berührten, war die türkische Bedrohung im Südosten des Reiches in Deutschland allgegenwärtig, und zwar auch dort, wo man nie



*Sultan Suleiman der Prächtige,
nach einem Gemälde von Tizian,
zwischen 1530 und 1540*

eines Türken ansichtig wurde. Es ist davon auszugehen, dass Martin bereits in seinen Jugendjahren von der morgenländischen «Geißel der Christenheit» hörte – durch Predigten, in Gesprächen im Freundes- oder Familienkreis, durch die eine oder andere der zahlreichen anti-türkischen Propagandaschriften. Anders als die neu entdeckten Welten jenseits des Atlantiks sollte «der Türke», wie der Reformator die den Christen drohende militärische und religiöse Gefahr ebenso vereinfachend wie zuspitzend beschwor, schließlich sogar zu einem nicht unwichtigen Thema der reformatorischen Theologie werden.

Neue Frömmigkeit und modernisiertes Papsttum

Als Martin Luder geboren wurde, waren auch Religion und Kirche im Umbruch. Die soziale Gestalt der Kirche, vor allem bei den Orden und den neuen semi-religiösen Lebensformen der Laien, änderte sich ebenso rasch wie die Formen der Frömmigkeit, die dem veräußerlichten Herrschaftsgestus der römischen Päpste zum Trotz auf Innerlichkeit, Privatheit und Individualität ausgerichtet waren. Vor allem im städtereichen und verbürgerlichten Nordwesten Europas, den Niederen Landen an der See, und von dort ausstrahlend in der Mitte Europas

hatten Humanismus und Devotio Moderna die eigenständige Lektüre gefördert und ein neues Frömmigkeitsideal entstehen lassen. Es galt, für Frauen ebenso wie für Männer, «met een boekje in een hoekje» – sich mit einem Buch in eine ruhige Ecke zurückgezogen in selbstbestimmter geistlicher Lektüre ein eigenes Urteil zu bilden. Über die sogenannten «Brüder und Schwestern des Gemeinsamen Lebens», Wohngemeinschaften von Frauen und Männern, die man als Zwischenglied zwischen der religiösen Welt mittelalterlicher Orden und reformatorischem Gemeindechristentum charakterisiert hat,⁹ hatten diese Frömmigkeitsformen und Lektüregewohnheiten Eingang auch in Klerikerkreise gefunden, die in den Brüdergemeinschaften zusammen mit Laien lebten. So entstand vielerorts eine allen Christen – Priestern wie Laien – gemeinsame Frömmigkeit und Spiritualität, und damit eine Vorstufe des wenig später von Luther postulierten Priesteriums aller Gläubigen. Ganz ähnlich verhielt es sich mit anderen tiefgreifenden Prozessen, aus denen die Historiker die Neuzeit erwachsen sehen und die sie in der Regel auf die Reformation zurückführen: Weder «die <innerweltliche Askese> noch die damit einhergehende, sogenannte protestantische Arbeitsethik (waren) neuartig», wie überhaupt entscheidende Weichenstellungen für Zivilisationsprozess und Sozialdisziplinierung schon in den Städten und kirchlichen Gemeinschaften des ausgehenden Mittelalters vorgenommen wurden.¹⁰

Auch im Verhältnis zwischen Kirche und Staat waren rechtliche, organisatorische und institutionelle Neuerungen eingetreten, die vieles von der späteren protestantischen Neuorganisation der Kirche vorwegnahmen. Die Differenzierung und organisatorische Partikularisierung der lateinischen Christenheit setzt nicht erst mit Luther und seiner Reformation ein. In Böhmen kam es bereits im 15. Jahrhundert zur revolutionären Abspaltung der hussitischen Kirche. Das war aber nur der spektakuläre Teil einer übergreifenden, im übrigen Europa meist in ruhigen Bahnen verlaufenden Entwicklung. In Deutschland galt schon im 14. Jahrhundert «*Dux Cliviae est papa in territoriis suis*», der Herzog von Kleve ist in seinem Gebiet Papst.¹¹ Im 15. Jahrhundert wurde die Territorialisierung der Universalkirche durch Konkordate vorangetrieben, also durch Verträge zwischen Königen oder Fürsten und der Kurie, die den weltlichen Herrschern in der Kirche ihres

jeweiligen Landes besondere Rechte einräumten. Auftrieb erhielten die vorreformatorischen National- und Territorialkirchen im Zuge der Herausforderung des Papsttums durch die Konzilsbewegung und die diese tragende Oligarchie der Bischöfe. Um auf dem Basler Konzil die episkopale Ständeopposition unter Kontrolle zu bringen, brauchte Papst Eugen IV. (1431–1447) die Unterstützung der weltlichen Herrscher; und dafür musste er ihnen wichtige Rechte über die Kirche ihres jeweiligen Landes abtreten. Seit Mitte des 15. Jahrhunderts folgte ein Konkordat auf das andere – 1448 das Wiener Konkordat mit dem Kaiser, das in den *Concordata Nationis Germanicae* auf die deutschen Fürsten und ihre Territorien ausgedehnt wurde, 1472 und erweitert 1516 die Konkordate mit Frankreich, 1482 mit Kastilien und Aragon, schließlich im 16. Jahrhundert mit Polen und Ungarn sowie den skandinavischen Reichen. Am Vorabend der Reformation war die lateinische Christenheit nur noch der Idee nach in einer einheitlichen Kirche organisiert. In der Realität hatten die Konkordate deutlich voneinander abgegrenzte, weitgehend eigenständige Regionalkirchen geschaffen, seien es Nationalkirchen wie im Falle des Gallikanismus und Spaniens, seien es Landeskirchen wie im Falle der deutschen Fürstentümer.

Vor allem aber erlebte die Spitze der Christenheit selbst einen «Gestaltwandel, der nicht nur nördlich der Alpen Verstörung und Befremden» erregte. Bereits seit dem 12. / 13. Jahrhundert setzte in der Kurie und der Römischen Kirche ein Prozess der Rationalisierung, Bürokratisierung und institutionellen Formierung ein. Manche Historiker sehen damit eine «Modernisierungskrise» einhergehen, die insbesondere in Deutschland eine tiefe Verunsicherung hervorgerufen habe. Anders als in der bis heute fortwirkenden Sicht des 19. Jahrhunderts und der Religionssoziologie eines Max Weber erscheint in dieser Perspektive die Rebellion des sächsischen Augustinermönchs nicht als Durchbruch der Moderne, sondern im Gegenteil als Reaktion auf einen von Rom ausgegangenen Modernisierungsschub.¹²

Ähnlich verhält es sich mit der Wirkung des seit Mitte des 15. Jahrhunderts erkämpften Sieges der Päpste über die Konzilsbewegung. Das römische Oberhaupt der Kirche und des Kirchenstaates war fortan von der ständischen Mitbestimmung der Konzilien befreit und so

zum ersten quasi-absolutistischen Herrscher Europas aufgestiegen.¹³ Auch diese Entwicklung rief Abwehrreaktionen hervor. Denn fromme Menschen konnten oder mussten in einer so umfänglichen Herrschergewalt des römischen Bischofs eine unevangelische Despotie sehen. Und da die Inhaber des Stuhles Petri nicht daran dachten, diesen Argwohn zu entkräften, sondern im Gegenteil ihre Gewalt in einer mächtigen «Repräsentation der maiestas papalis in Stadt und Erdkreis» immer aufs Neue verkündeten,¹⁴ breitete sich vor allem nördlich der Alpen, im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, ein rasch wachsendes Unbehagen an Rom und der Kurie aus, das objektiv gesehen – das sei nochmals betont – nicht die Folge einer am Überkommenen klebenden Tatenlosigkeit der Päpste war, sondern im Gegenteil Resultat ihrer gar zu raschen Anpassung an die Forderungen der neuen Zeit. Das gilt auch und gerade für die Finanzierung der immer gigantischeren Vorhaben des Kirchenstaates sowie der politischen und kulturellen Repräsentation der Papstgewalt. Die Kurie hatte sich früh dem italienischen Handelskapitalismus geöffnet und bediente sich virtuos seiner modernen Finanzmethoden.

Rom und der Kirchenstaat stiegen auf diese Weise am Ende des 15. Jahrhunderts zu einem der ersten Zentren der Renaissance auf, in dem die Wissenschaften und Künste wie kaum anderswo erblühten. Mit der türkischen Eroberung von Byzanz im Jahr 1453 vertiefte und intensivte sich in der lateinischen Christenheit die Aneignung der griechischen Antike, die italienische Humanisten bereits ausgangs des 14. Jahrhunderts in Angriff genommen hatten. Vor allem in Rom, Neapel und Florenz fanden von den Türken vertriebene Künstler und Gelehrte ein neues Betätigungsfeld. Es waren die von den neuen Wissenschaften und Künsten begeisterten «Renaissance-Päpste», die der Wittenberger Augustinermönch für den verrotteten Zustand der Kirche verantwortlich machte und deren Fehler und Sünden er schließlich nur noch als Verbrechen und Werk des Antichrist begreifen konnte. Für den tief vom Humanismus geprägten Gelehrtenpapst Pius II., Enea Silvio Piccolomini (1458–1464), konnte das nicht gelten, wohl aber für die mit Sixtus IV. (1471–1484) einsetzende Linie der verweltlichten Macht- und Genusspäpste. Zu Alexander VI. (1492–1503) aus dem Geschlecht der Borgia, dem verruchtesten unter ihnen, fällt selbst

den gutwilligsten katholischen Theologen oder Historikern nur noch der zweifelhafte Trost ein, dass es ein Beweis für den göttlichen Ursprung der römischen Kirche sei, wenn sie selbst einen solchen Papst überstanden habe. Seinen Nachfolger Julius II., Giuliano della Rovere (1503–1513), kannten die Zeitgenossen vornehmlich in schwerer Kriegsrüstung. In seiner bissigen Satire «Julius exclusus e coelis» ließ ihn Erasmus von Rotterdam vor dem Himmelstor scheitern, weil Petrus seinen Himmel von solchen Gestalten rein halten wolle. Ganz anders Leo X. (1513–1521), Luthers unmittelbarer Gegenspieler in den Durchbruchjahren der Reformation. Spross der Florentiner Bankiers- und Unternehmersdynastie Medici und damit Personifizierung der römischen Allianz mit dem Handelskapitalismus, zudem hoch gebildet und von erlesenem Geschmack, führte er Rom und die Christenheit in heiterer Gelassenheit auf einen Höhepunkt ästhetischer Repräsentation – und verriet in den Augen des Reformators gerade damit die heilsgeschichtliche Botschaft des Evangeliums.

Partikularstaaten und frühmodernes Mächteeuropa

Die institutionell-bürokratische «Modernität» der Kurie und der großartige Kunst- und Machtgestus des Renaissance-Papsttums konnten nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Christenheit oder Europa in den Jahren der Reformation schon längst in sich differenziert war, und zwar weit über die Vielfalt der Frömmigkeitsformen und kirchlichen Gruppierungen hinaus in Herrschaften und Völker, die um Macht und Vorherrschaft kämpften: *«Ein Stamm wird zum Kampf mit einem anderen Stamm getrieben, Stadt gegen Stadt, Parteiung gegen Parteiung, Herrscher gegen Herrscher. ... Der Engländer ist der Feind des Franzosen, aus keinem anderen Grund, als weil er Franzose ist. Der Schotte ist dem Briten feind, aus keinem anderen Grund, als weil er Brite ist. Der Deutsche ist dem Franzosen feind, der Spanier beiden»*, so stellte schon Erasmus von Rotterdam im ersten Viertel des Reformationsjahrhunderts entsetzt fest.¹⁵

Ohne Zweifel – auch die Welt des Politischen war im Aufbruch, im Innern der Länder und Herrschaften wie auch bei den Beziehungen untereinander und deren jeweiligem Verhältnis zu den beiden Uni-

versalmächten Papst und Kaiser. Die staatenpolitische und dynastische Kräftekonstellation, die Europa im Moment der Reformation bestimmte, bahnte sich bereits in Martins Jugendjahren an. Selbst die politische Theorie, also das Denken über die Normen und die Prinzipien, nach denen die neuen, unbändigen Kräfte zu ordnen und zu zähmen seien, ging neue Wege, am radikalsten wiederum in Italien, wo Niccolò Machiavelli die Grundlagen für eine von den Fesseln christlicher Ethik entbundene Realpolitik schuf. Der Reformator indes blieb wie von den Einflüssen aus Übersee auch von den neuen Strömungen in der Politik weitgehend unberührt. Sein politisches Denken schöpfte ganz aus der Bibel, vor allem aus dem Alten Testament, und aus der christlichen Tradition, so weit er sie anerkannte. Auch und gerade in seinem Verständnis von Politik begegnet uns Luther als der Fremde, als der bereits in seiner Epoche Unzeitgemäße.¹⁶

Die vielen politischen Neuansätze des ausgehenden Mittelalters und der werdenden Neuzeit bündeln sich für heutige Betrachter, die Ursachen und Konsequenzen besser überschauen können als die Zeitgenossen, zu zwei übergreifenden säkularen Entwicklungen: Im Innern der europäischen Länder brach sich die frühmoderne Staatsbildung Bahn, und bei den äußeren Beziehungen entstand das zwischenstaatliche Europa der Mächte. In Deutschland, auch das war für die Lebens- und Wirkungsumstände des Reformators grundlegend, setzte sich der frühmoderne Staat nicht auf der Ebene des Reiches, sondern in den Territorien, mit besonderer Ausprägung auch in den Reichsstädten durch. So mussten Kursachsen und dessen Landesherren, die Kurfürsten Friedrich der Weise, Johann der Beständige und Johann Friedrich, für den Reformator zu den wichtigsten politischen Kräften werden. Und das Ringen zwischen den Fürsten und der Kron Gewalt des Reiches, dem Kaiser und dem Deutschen König, um die Anpassung an die neuen, staatlichen Bedingungen, insbesondere um eine für beide Seiten akzeptable Machtbalance zwischen Territorial- und Reichsinteressen, bestimmte nicht unwesentlich sein persönliches Schicksal ebenso wie dasjenige seiner Reformation.

Innere Staatsbildung und Entstehung eines überregionalen europäischen Mächtesystems waren aufs engste miteinander verzahnt, wobei auch hier die Sondersituation eines nicht-staatlichen Reiches und

die überstaatlichen, europapolitischen Ambitionen seines kaiserlichen Oberhauptes Deutschland und seinen Fürsten eine eigentümliche Stellung zuwies. Das politische Mächtespiel in Europa ebenso wie innerhalb des Reiches setzte die innere Formierung der Territorial- oder frühen «Nationalstaaten» voraus; umgekehrt hatte das erfolgreiche oder glücklose Agieren eines Herrschers auf der internationalen Ebene sogleich bremsende oder fördernde Rückwirkungen auf die innere Staatsbildung. Und da beides, die Staatsbildung ebenso wie die Herausbildung der Mächteordnung, den Einsatz von Macht und Gewalt erforderte, trat Europa Ende des Mittelalters in eine Phase gleichsam strukturell bedingter *Belligerität* ein, die sich mit Luthers Auftreten und dessen Folgen weiter verschärfen musste.¹⁷

In Italien zerbrach um 1500 die Pentarchie der fünf Mittelmächte Neapel, Kirchenstaat, Florenz, Venedig und Mailand, die der Halbinsel Gleichgewicht und relative Ruhe gebracht hatte. Erlegen war sie einerseits den Osmanen, andererseits den Spaniern und Franzosen: 1494 war der französische König Karl VIII. (1483–1498) über die Alpen gezogen, um sich in der Konkurrenz mit spanischen Ansprüchen die Thronfolge im Königreich Neapel zu sichern. Für Italien begann damit eine lange Periode, in der auswärtige Mächte auf seinem Boden um die Vorherrschaft in Europa stritten und die italienischen Herrschaften, allen voran das Papsttum und sein Kirchenstaat, militärisch wie diplomatisch um ihre Selbstbehauptung kämpfen mussten. Für Europa insgesamt resultierte daraus die Jahrhunderte lange Rivalität zwischen Frankreich und Habsburg-Spanien. Denn als Antwort auf das Ausgreifen Frankreichs in ihre italienische Interessenzone schlossen Ferdinand von Aragon und der Habsburger Kaiser Maximilian I. 1495 eine politische Allianz, die sie wie üblich durch ein Ehebündnis befestigten. Die im darauf folgenden Jahr vollzogene Hochzeit zwischen Philipp dem Schönen, Sohn Maximilians, und der Infantin Juana, Tochter Ferdinands von Aragon und Isabellas von Kastilien, legte das dynastische Fundament für jenes habsburgisch-spanische Weltreich, vor dem eine Generation später, unter Kaiser Karl V. (1500–1556), dem ältesten Spross aus dieser Ehe, alle anderen Mächte Europas zu Mittel- oder Kleinmächten wurden. Mit den kastilischen Besitzungen in Amerika und Asien im Blick konnte Karl sich zu Recht

rühmen, in seinem Reich gehe die Sonne nicht unter. In Europa indes war die Vorherrschaft des Habsburgers nie anerkannt. Vor allem mit den französischen Königen Franz I. und Heinrich II. hatte der Kaiser nicht weniger als fünf Kriege auszufechten und musste sich am Ende doch geschlagen geben.

So war in den ersten Lebensjahrzehnten Martin Luders jene europäische Mächtekonstellation zwischen den beiden Weltreichen der Osmanen und Habsburg-Spanien mit deren Allianzen oder Rivalitäten aufgezogen, die auch den Lauf der Reformation nicht unwesentlich mitbestimmen sollte. Denn in den 1520er und 1530er Jahren waren es neben den Verpflichtungen in Spanien die Kriege gegen die Osmanen und gegen feindliche europäische Mächte, voran die französischen Könige und die Päpste, die den Kaiser immer wieder aus dem Reich abriefen und ihm nicht die notwendige Zeit zur Lösung der *causa Lutheri* ließen. Die Schlachten und diplomatischen Rochaden dieser Jahrzehnte sind bis heute im historisch-politischen Bewusstsein Europas präsent.¹⁸ Das gilt für die Schlacht von Pavia, die 1525 Karl V. gegen Franz I. von Frankreich gewann und die ihm zunächst die Herrschaft über das Herzogtum Mailand brachte. Es gilt für den Vertrag von Madrid, den Karl im Januar 1526 dem in Pavia gefangen genommenen Franz I. aufzwang und den Frankreich wenig später mit Billigung und Absolution des Papstes brach. Vor allem aber gilt es für den berühmt-berüchtigten *Sacco di Roma* vom Mai 1527, als habsburgische Truppen, Deutsche und Spanier, im Krieg gegen die Liga von Cognac – einem antihabsburgischen Bündnis zwischen Frankreich, dem Papst, Mailand, Florenz und Venedig – zum Schrecken der ganzen Christenheit die Heilige Stadt erstürmten, Papst Clemens VII. in der Engelsburg belagerten und die wehrlose Stadt barbarisch plünderten. Nichts dokumentierte deutlicher die Zerrissenheit der christlichen Welt und die Krise der mittelalterlichen Ordnung als diese Selbstzerfleischung der beiden Universal-mächte, deren Aufgabe doch nicht Krieg und Terror, sondern Frieden und Ausgleich war. Kaum anders erging es dann zwei Jahrzehnte später Deutschland und den Protestanten mit dem Triumph des Kaisers im Schmalkaldischen Krieg, der wenige Monate nach Luthers Tod Wittenberg den kaiserlichen Truppen öffnete und Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen in die Gewalt des Habsburgers fallen ließ.

Bevölkerungswachstum und Handelskapitalismus

Auch die Wirtschaft war im Aufbruch, im übertragenen Sinne sogar die Bevölkerung. Konjunktur- und Wirtschaftshistoriker sprechen von einem «langen 16. Jahrhundert» und meinen damit die ausgangs des 15. Jahrhunderts allenthalben, wenn auch in den einzelnen europäischen Regionen zu unterschiedlichen Zeitpunkten einsetzende und bis ins erste Drittel des 17. Jahrhunderts anhaltende Phase zunächst raschen, fast explosionsartigen, ab Mitte des Reformationsjahrhunderts dann aber deutlich verlangsamten Bevölkerungswachstums mit entsprechenden Impulsen für Gewerbe und Handel: Die Nachfrage nach Lebensmitteln schnellte ebenso empor wie diejenige nach gewerblicher Massenware des täglichen Bedarfs, vor allem nach Textilien und Haushaltsgegenständen. Parallel dazu entstand ein wachsender Markt für Luxusgüter sowie für hochwertige Speisen und Getränke. Konsumenten waren die Fürsten und ihre Höfe, der Landadel, in bescheidenerem Umfang auch städtische Oberschichten, in einigen Regionen wie Friesland oder Tirol sogar Groß- oder Herrenbauern.

Die Rede von den «Sauf- und Betfürsten» des 16. Jahrhunderts hat ihre sehr realen Wurzeln – in diesem Jahrhundert hat sich mancher Fürst regelrecht zu Tode getrunken. Die überlieferten Speisen- und Getränkelisten der Festgelage, die sich über Tage, nicht selten Wochen hinzogen, lassen eine Vitalität und Lebenslust der auch in Deutschland anzutreffenden «Renaissanceindividuen» erkennen, die man sich heute kaum noch vorzustellen vermag. Die Masse der Menschen lebte dagegen in bescheideneren, ja armseligen Umständen. Viele fühlten sich von den Auswirkungen der Konjunkturlage, die sie nicht durchschauten, bedrängt: Die Städte, klagte der Publizist Sebastian Franck (1499–1543) in seiner Anfang der 1530er Jahre abgefassten «*Chronica, Zeitbuch und Geschichtbibel*», stecken «so voller Leute, daß niemand bei ihnen einkommen kann»¹⁹ – und das nur wenige Jahre, nachdem Ritter- und Bauernkrieg Tausende von Opfern gefordert hatten.

Exakte Daten liegen aus dieser vorstatistischen Zeit natürlich nicht vor, schon gar nicht für Europa insgesamt. Über das Jahrhundert hin hat man einen Anstieg um mehr als ein Viertel geschätzt, von rund

82 auf 107 Millionen Einwohner, mit erheblichen Unterschieden in den einzelnen Regionen. Da die dicht besiedelten Gebiete besonders schnell wuchsen und die Konzentration von Handel und Gewerbe weiter fortschritt, wirkte sich dieser Trend regional unterschiedlich aus und wurde von den Zeitgenossen entsprechend unterschiedlich wahrgenommen.²⁰ Auch zeitlich lief der Prozess differenziert ab – mit Phasen der Verzögerung oder Beschleunigung. So waren die Aufbruchjahre der Reformation offensichtlich eher von Deflation als von Geldverfall gekennzeichnet.

Ein solch starker Anstieg der Bevölkerung konnte nicht ohne Auswirkung auf die Gesellschaft und auf die Mentalität der Menschen bleiben: Die ausreichende Versorgung mit Nahrungsmitteln war nicht mehr durchgängig sichergestellt. Missernten führten zu Hungersnöten, diese zu Unterernährung, und die Bevölkerung wurde zur leichten Beute für Krankheiten und Epidemien. Da Preissteigerung und Geldverfall – nicht zuletzt wegen der seit Mitte des Jahrhunderts sprunghaft ansteigenden Zufuhr südamerikanischen Silbers – hinzukamen und in den Städten schließlich auch die Arbeitsplätze knapp wurden, waren in Europa zu Ende des Reformationsjahrhunderts die Gesellschaften allenthalben polarisiert – in eine kleine Gruppe der Reichen, die immer reicher wurden und das demonstrativ zur Schau stellten, und die rasch anwachsende Armee der Armen, die immer häufiger vor der nackten Existenzfrage standen. Wenn irgendwann vor der Industriegesellschaft des 19. Jahrhunderts, dann bildeten sich im «langen 16. Jahrhundert», das nicht zu unrecht häufig als frühes bürgerliches, weil stark von den Wirtschaftsgesetzen geprägtes bezeichnet wurde, so etwas wie Klassenstrukturen heraus. Albrecht Dürers Holzschnitt «Die Apokalyptischen Reiter» zeigt, dass diese Probleme und die daraus geborenen Ängste der Menschen vor Hunger, Epidemien, Krieg und Massensterben auch bereits den Anfang des Jahrhunderts prägten.²¹

Gleichzeitig und eng verknüpft mit diesem Konjunkturgeschehen entstand erstmals so etwas wie ein gesamteuropäisches Wirtschaftssystem, in das die einzelnen, bis dahin weitgehend unabhängigen Wirtschaftsregionen in der einen oder anderen Art eingebunden waren. Das gilt auch, wenn man nicht bereit ist, Immanuel Wallerstein



Die apokalyptischen Reiter, Holzschnitt von Albrecht Dürer 1497/98

zu folgen, der bereits von einem eng verflochtenen «atlantischen Welt-system» spricht:²² Zu Luthers Lebzeiten bahnte sich jene welthistorische Verlagerung der vitalsten Wirtschaftszentren vom Mittelmeer und Norditalien hin zum nordöstlichen Atlantiksaum an, die seit der Jahrhundertmitte zwischen den Niederlanden, Nordfrankreich und

England eine Art Modernisierungsdreieck entstehen ließ. Es kam zu einer Intensivierung des Schiffsverkehrs in der Nord- und Ostsee, die heutige Wirtschaftshistoriker die erste Verkehrsrevolution der Neuzeit nennen. Angestoßen wurde das weniger durch die Entdeckung Amerikas als durch den Nahrungs- und Warenbedarf der wachsenden Bevölkerung West- und Mitteleuropas. Hinzu kam die Stockung des Levantehandels durch das Vordringen der Osmanen ins östliche Mittelmeer. Insbesondere der Warenaustausch zwischen Westeuropa und dem Baltikum stieg sprunghaft an. Er lag in der Hand niederländischer Reeder, deren Frachtschiffe alljährlich zu Hunderten den dänischen Øresund passierten, um Tapisserien, Schnitzaltäre Antwerpener Werkstätten und andere hochwertige Gewerbeprodukte Westeuropas nach Osten zu transportieren und von dort die Naturprodukte Skandinaviens und des Baltikums zurückzubringen, die in den dicht besiedelten und wirtschaftlich aktiven Zonen Mittel- und Westeuropas dringend benötigt wurden – Holz und Pech für den rasch expandierenden Schiffsbau, dazu Honig, Wachs und Bernstein, vor allem aber das Korn der weiten Weichselniederungen. Als dann im neuen Jahrhundert dieser «Mutterhandel», wie die Niederländer die Ostseeschifffahrt nannten, durch den Handel nach Westen über Sevilla und den Atlantik in die Neue Welt ergänzt wurde, war deutlich, dass die im Mittelalter vorherrschende Süd-Nord-Achse in den europäischen Haupthandels- und Verkehrswegen durch die nord- und nordwesteuropäisch-atlantische West-Ost-Achse mit den wichtigsten Umschlagplätzen in den Niederlanden, Nordfrankreich und England abgelöst werden würde.

Den Zeitgenossen waren die Ursachen und längerfristigen Folgen dieser Veränderungen natürlich nicht bewusst. Außerdem brachen die alten Handelszentren ja keineswegs von heute auf morgen zusammen: Venedig blieb bis ins 17. Jahrhundert hinein ein wichtiger Knotenpunkt. Nördlich der Alpen blühten der frühe Handelskapitalismus Oberdeutschlands und das aufs engste mit ihm verknüpfte Montagerwerbe im Harz, im Erzgebirge und in den Alpen ausgangs des 15. Jahrhunderts überhaupt erst auf. Für die vier, fünf Jahrzehnte um die Jahrhundertwende lässt sich daher von einer süd- und mitteldeutschen Zeit der europäischen Wirtschaft sprechen, als die großen oberdeutschen Handelshäuser den Ton angaben. Das größte und berühm-

teste unter ihnen, das Familienunternehmen Fugger, tätigte unter seinem Oberhaupt Jakob dem Reichen im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts seine Geschäfte europaweit und in enger Verbindung mit den Herrschern der Zeit, den Päpsten ebenso wie den Kaisern. Auf vier Pfeilern ruhten die Handelshäuser nach Art der Fugger – auf Fernhandel, Bergbau in den Alpen und Karpaten, Bankgeschäften größten Stils und dem Verlag, also der dezentralen Organisation gewerblicher Massenproduktion, meist Textilien. Von seinem Palais am Augsburger Weinmarkt aus dirigierte Jakob Fugger ein Weltunternehmen, das Erzgruben im Karpatenbogen, im Erzgebirge und in den Alpen ebenso umfasste wie ein europäisches Alaun- und Quecksilbermonopol und ein Handelsnetz, das zeitweilig sogar bis in die Neue Welt reichte. Mehr und mehr wurden die Fugger auch zum Haus-, Hof- und Staatsbankier deutscher und europäischer Fürsten, voran der Habsburger, denen sie in einem entscheidenden Augenblick das Kaisertum sicherten, als es nämlich 1519 darum ging, hinreichend Geld zur Verfügung zu stellen, um die deutschen Kurfürsten bei der Kaiserwahl von dem Kandidaten Franz I. von Frankreich abzubringen und ihre Stimmen dem spanischen König Karl, dem habsburgischen Enkel des eben verstorbenen Kaisers Maximilian, zu sichern.

Es war nicht zuletzt die starke Wirtschaft, die im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts dem Reich politische und kulturelle Kraft verlieh. Selbst der Erfolg der Reformation ist schwer vorstellbar ohne den Reichtum und das politische Ansehen, die Luthers Landesherrn, Kurfürst Friedrich dem Weisen, aus den Erzvorkommen sowie dem Handels- und Gewerbeaufschwung seines Territoriums zugewachsen waren. Erst als im zweiten Jahrhundertdrittel die Schwierigkeiten des Italienhandels gravierend wurden und die ersten großen Staatsbankrotte, voran in Spanien und Frankreich, die Finanzwelt erschütterten, ging die Zeit der frühkapitalistischen Familienunternehmen Oberdeutschlands zu Ende. Da nun ganze Flotten mit südamerikanischem Silber nach Europa kamen, wurden auch die deutschen Silbergruben unrentabel, und der Montanboom brach ab – in Sachsen ebenso wie in Böhmen, im Harz oder in den Alpenländern. Die daraus in seiner Mansfelder Heimatregion entstandenen Probleme sollten den Reformator noch in seinen letzten Lebenswochen beschäftigen.

Ein Jahrhundert der Wissenschaften und Künste

Die Welt des Geistes, der Kultur und der Wissenschaften zeigt ähnlich auf- und absteigende Linien. Die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen, aus Metall gegossenen Lettern durch Johannes Gutenberg um 1450 in Mainz, die im Rückblick als die eigentlich umstürzende Tat erscheint, war vor dem Reformationszeitalter noch kaum zur Geltung gekommen. Die weltverändernde Erfindung lag gleichsam noch in den «Windeln» – es war die Zeit der Inkunabeln, der Wiegendrucke, kostbarer Einblattdrucke und Buchunikate wie der berühmten 42-zeiligen Gutenbergbibel von 1454. Erst im Flugschriftenstreit der Reformation und mit Luthers «Bestseller-Produktion», allen voran mit der berühmten Luther-Bibel, brach im Buchhandel das Zeitalter der Massenproduktion an.

Ähnlich verbreiteten sich Humanismus und Renaissance in Europa, die durch die Verpflanzung byzantinischer Wissenschaften nach Italien und Ungarn mit dem berühmten Renaissancehof von König Matthias Corvinus einen weiteren Aufschwung genommen hatten. Nördlich der Alpen hallte dieser Aufbruch nur erst verzögert und vielfach gebrochen wider: Allenthalben wurden die Bürgerhäuser, Ratsstuben und Kirchen noch im Stil der Gotik erbaut. Zwar wurden Kaiser Maximilian I. von den Sforza-Herzögen in Mailand, den Verwandten seiner zweiten Ehefrau Bianca Maria, 1499 lombardische Bildhauer geschickt, die zusammen mit Jacopo de Barbari und Adriano Fiorentino – aus Venedig der eine, aus Florenz der andere – dafür sorgten, dass die Samenkörner der Renaissancekunst auch den Boden Mitteleuropas erreichten. Einen Renaissancehof hat Maximilian jedoch nicht geführt. Für ihn typisch war vielmehr ein «Amalgam aus mittelalterlich-deutscher Bilderwelt und römischer Kostümierung und Inszenierung».²³ Anders die Fugger – sie hatten beides, Mut zur Formensprache der Renaissance und Geld, ihre Bauvorhaben durchzuführen: Anfang des 16. Jahrhunderts ließen sie sich im Westchor der St. Anna-Kirche eine triumphale Privatkapelle im Stil der florentinischen Renaissance errichten und mit Individualplastiken der beiden «Konzernherren» Ulrich und Jakob schmücken. Die Vorlagen dazu lieferte kein geringerer als Albrecht Dürer, der eben in jenen Jahrzehnten als die

große Künstlerpersönlichkeit nördlich der Alpen hervortrat. Nach Kaiser Maximilian holte unter den Fürsten als Erster Luthers Landesherr Kurfürst Friedrich der Weise Renaissancearchitekten und -künstler nach Deutschland, um seinem Hof den zeitgemäßen Glanz und Repräsentation nach Art der italienischen Höfe zu verschaffen.

Auch Philosophie, Literatur und Bildung waren in Bewegung. Der Wegestreit der Theologen zwischen *via antiqua* und *via moderna*, die der Erfahrung den Vorrang gab und in den Wissenschaften die kritische Empirie förderte, war zwar zur Ruhe gekommen. Meist boten die Universitäten Kurse nach der alten wie nach der neuen Methode an. Wittenberg übrigens nicht. Dort beschränkte man sich auf die *via antiqua*. Auch die *studia humaniora*, die «*ad fontes*», zu den Quellen, zurückführten und damit jegliche nur angemäße Autorität in Frage stellten, waren auf dem Vormarsch. Ein Zentrum fanden sie namentlich in Wien und Erfurt. In Köln herrschten die Dominikaner, die die thomistische Scholastik hochhielten und als Männer der Römischen Inquisition jede Abweichung von der christlichen Orthodoxie brandmarkten. Gegen sie bildete sich eine «nationale» Front der Humanisten innerhalb und außerhalb der Kirche: Mit beißendem Spott prangerten sie die klappernde Dialektik abgestandener Scholastik und die Verstocktheit der Kölner gegenüber dem neu aufgebrochenen Geist ungebundenen Fragens und Forschens an. Nicht Auslegung der Tradition in immer unverständlicheren sophistischen Wendungen galt den Humanisten als Gebot der neuen Zeit, sondern Erneuerung und Ausweitung der Erkenntnis durch unvoreingenommene Quellenstudien.

Als dann anfangs des neuen Jahrhunderts der Humanist Reuchlin wegen seiner hebräischen Studien angezeigt wurde, sprangen ihm die Humanisten zur Seite, allen voran der Erfurter Kreis mit Mutianus Rufus, Crotus Rubeanus und Ulrich von Hutten. Ihre anonym veröffentlichten *Epistolae obscurorum virorum*, die bis heute sprichwörtlichen Dunkelmännerbriefe, ließen über Nacht im Reich eine kritische Öffentlichkeit entstehen, in der mit Rede und Gegenrede – Pamphlet und Gegenpamphlet – über den «Reformstau» in Bildung, Kirche, Staat und Gesellschaft sowie über Mittel und Wege, ihn zu beseitigen, gestritten wurde.



Luther als Hercules Germanicus, Holzschnitt von Hans Holbein d.J. um 1519

Verschärft wurden die geistigen und kulturellen Gegensätze durch frühnationale Töne, die für den europäischen Humanismus typisch waren, so international er auch war. Man denke nur an die Wiederent-

deckung der Germania des Tacitus und die in jenen Jahrzehnten beliebten Ursprungsmythen der Gallier, Bataver oder Goten: Der Kampf gegen die Kölner und andere Römlinge oder Welschen wurde zugleich begriffen als Freiheitskampf der Deutschen gegen romanische Überfremdung und Ausbeutung durch die Kurie. Wie wir heute wissen, bestand in Wirklichkeit eine dermaßen enge Abhängigkeit nicht; vielmehr waren im 15. Jahrhundert die Beziehungen zwischen Kurie und Reich durch eine «unverkennbare Lockerheit»²⁴ gekennzeichnet. Tatsächlich hatten die Deutschen fast als letzte in der Christenheit Grund, darüber zu klagen, dass ihre Gelder nach Rom flossen. Die Zeitgenossen waren aber davon überzeugt, und so sollten sie eine Generation später Luther zujubeln und ihn als «Hercules Germanicus» feiern, der – wie auf dem berühmten Holzschnitt von Hans Holbein dem Jüngeren zu sehen – mit einer in den germanischen Wäldern geschnittenen Holzkeule dem Kölner Dominikaner und päpstlichen Inquisitor Jakob von Hochstraten, dem dunkelsten aller Dunkelmänner, den Garaus machte, um die deutsche Kirche mit einem Streich von den blutsaugenden Kurtisanen Roms zu befreien.

Besonders verbreitet waren Aktivismus und Optimismus unter den Humanisten. Ulrich von Huttens viel zitiertes Jubelruf von 1518 «O saeculum, o literae! juvat vivere!» («Oh Jahrhundert, oh Wissenschaft! Es ist eine Lust zu leben!»)²⁵ charakterisiert das Lebensgefühl der ersten Generation von Intellektuellen und Literaten, die wie keine andere Gruppe den Aufbruch in eine neue Zeit verkörperten, noch sehr klein an Zahl, aber um so rühriger und als Multiplikatoren und Propagandisten gar nicht zu überschätzen. Der von Luther herbeigeführten theologischen und kirchenpolitischen Rebellion schlossen sie sich begeistert an und stärkten deren Durchschlagkraft. Die Selbstvergewisserung des frühmodernen Individuums, die bereits ein Jahrhundert zuvor mit Architekten wie Peter Parler oder Malern wie Jan van Eyck eingesetzt hatte, erreichte einen ersten Höhepunkt. In Deutschland erhielt auch das eine religiöse Konnotation – deutlich in der Christusähnlichkeit des berühmten Dürer-Selbstbildnisses von 1500.²⁶ Das grandiose Hervortreten des Wittenberger Mönchs und sein Selbstverständnis als prophetischer Erneuerer der Kirche fügten sich diesem Grundzug des Zeitalters ein, so sehr sich der Lutherkult später auch



Christushaftes Selbstporträt von Albrecht Dürer, datiert auf 1500

bemühte, dem «Hier stehe ich» auf dem Wormser Reichstag von 1521 die Weihe des Einmaligen zu verleihen.

Aufschwung in Deutschland

In Deutschland erhielt man durchaus Kunde von den Vorgängen in Übersee, auf dem Balkan oder an der Kurie. Gelehrte wie der bereits erwähnte Martin Behaim und oberdeutsche Kaufmannsfirmer wie die Welser und die Fugger nahmen an den Entdeckungen teil und suchten die damit gebotenen Chancen zu nutzen. Von der Pracht und den Abgründen Roms wusste man ebenso wie von den Grausamkeiten der türkischen Heere. Unmittelbar betroffen war Mitteleuropa zunächst aber kaum: Die Kulturbewegung der Renaissance drang nur langsam über die Alpen nach Norden – befördert durch den regen Handelsaustausch mit Oberitalien zunächst in die oberdeutschen Städte, nach Mitteldeutschland sogar erst eine Generation später. Martin Luder wuchs noch ganz und gar in der Gotik auf, und auch später in Erfurt und Wittenberg lebte er in rein «altdeutscher» Umgebung.

Selbst das Wittenberger Schloss, das Kurfürst Friedrich seit den 1490er Jahren mit großem Aufwand von erlesenen Künstlern errichten ließ, war im Kern spätgotisch und zeigte nur Ansätze eines Übergangs zur Frührenaissance.²⁷ Der Renaissance begegnete er erst in Rom, als er dort im Herbst/Winter 1510/11 einem Auftrag seines Ordens nachzugehen hatte. Dass Rom und das Renaissancepapsttum eine Gefahr für Deutschland und die Christenheit insgesamt darstellten, wurde ihm sogar erst Jahre später bewusst, als Leo X. und Kardinal Albrecht von Brandenburg zur Finanzierung ihrer Bau- und Machtvorhaben in Deutschland den Petersablass verkünden ließen.

In den Jahrzehnten um 1500 brach in Deutschland das Neue nicht von außen herein. Es setzte sich vielmehr im Innern durch, weniger spektakulär, aber um so nachhaltiger und bestimmender für den Alltag der Menschen. Wirtschaft, Politik und Bildungswesen wurden von einer bis dahin ganz unbekanntenen Dynamik erfasst. Bei aller unbestreitbaren Originalität waren Luther und seine evangelische Lehre doch auch Ausdruck dieses Aufschwungs. Und die rasche Ausbreitung seiner Gedanken hing entscheidend vom noch jungen Buchdruck oder der ersten «Medienrevolution» der Neuzeit ab, wie die dadurch hervorgerufene Kommunikationsverdichtung heute gerne genannt wird. Vor allem aber hätte er sich kaum vor den Großen des Reiches behaupten und die Reformation auf den Weg bringen können, ohne die Blüte der deutschen Wirtschaft, vor allem des Montanergewerbes im Harz und im Erzgebirge, und schon gar nicht ohne den bereits Jahrzehnte früher einsetzenden Aufstieg des frühmodernen Fürstenstaates. Denn im entscheidenden Moment der Selbstbehauptung 1521 in Worms auf dem Reichstag und danach unter Acht und Bann des Kaisers hing alles vom Schutz seines sächsischen Landesherren und seinem durch die Montaneinnahmen bestens finanzierten frühmodernen Staat ab.

Noch zu Lebzeiten des Reformators wurde die wirtschaftliche Vorherrschaft Italiens durch ein «deutsches Zeitalter» in der europäischen Wirtschaftsgeschichte abgelöst,²⁸ mit drei Wachstumszentren – Oberdeutschland mit seinen weltweit als Bankiers, Textilverleger und Bergunternehmer operierenden Familienfirmen; die Ost- und Nordsee mit einer gewaltigen Verdichtung des Schiffsverkehrs und des

Güterumschlages, aber auch des kulturellen Austausches; schließlich die mitteldeutsch-sächsische Montanregion, die auch von dem ebenfalls rasch wachsenden Fernverkehr zu Lande profitierte. Knotenpunkte des Fernhandels wie Erfurt oder Zwickau blühten auf, vor allem aber die Berglandschaften im Harz, Thüringen und Sachsen, wo alte Bergstädte rasch expandierten und mit Annaberg, Marienberg oder Schneeberg neue wie Pilze aus der Erde wuchsen.

All das führte in Mitteldeutschland zu einer Beschleunigung und Konzentration des Bevölkerungswachstums. Wie den dörflichen Mannschaftsverzeichnissen zu entnehmen ist, wuchs vor allem die ländliche Bevölkerung rasch an – so gab es 1445 in den 107 Dörfern des Amtes Dresden 1143, um 1550 bereits 1851 Bauernfamilien, für die Ämter Pirna und Frauenstein war ein Anstieg von 125 auf 201 beziehungsweise 383 auf 597 zu verzeichnen. Tatsächlich war die Wachstumsrate noch wesentlich höher. Denn viele Dörfler wanderten in die Städte ab, so dass der Verstärterungsgrad steil anstieg, in der Bergbauzone des westlichen Erzgebirges sogar um über 50 Prozent.²⁹

Der Reichtum, der in Bergbau und Montangewerbe oder Fernhandel erarbeitet wurde, kam in erster Linie den Landesherrn zugute, den Kurfürsten und Herzögen von Sachsen, in geringerem Maße auch den Grafen von Mansfeld, deren Land aber klein und dynastisch zersplittert war. Ganz anders Sachsen, das zwar auch zwischen der ernestinischen Kurfürstenlinie mit Wittenberg und Torgau als Zentren und der albertinischen Herzogenlinie um Meißen und Dresden geteilt war, wo man aber den Montanreichtum gemeinsam nutzte und auf dieser Basis frühmoderne Territorialstaaten aufbaute, die bald zu den modernsten und leistungsfähigsten des Reiches zählten. Die sächsischen Herrscher nahmen auch bereits zentrale Elemente des landesherrlichen Kirchenregiments in Anspruch und widmeten sich der geistigen und spirituellen Erneuerung des religiösen Lebens. Gerade in der Fürsorge für die Kirche des jeweiligen Territoriums kam die Konkurrenz der beiden Linien zum Tragen: Kurfürst Friedrich, Luthers Landesherr, gab seinem Territorium im Wittenberger Reliquienheiligtum ein sakrales Zentrum und stellte sich wenig später schützend vor die an seiner Universität entstandene Reformation. Herzog Georg betrieb in seinem Territorium mit gleichem Ernst die Reform

der Kirche und der Frömmigkeit, entschied sich gegen die Wittenberger Theologie und wurde zu einem erbitterten Gegner Luthers, nicht weil er persönlich weniger an der Religion interessiert war als sein kursächsischer Vetter oder die Reform der Kirche für überflüssig hielt, sondern im Gegenteil weil er die umstürzende Veränderung für den falschen Weg ansah. In gewisser Hinsicht war seine Frömmigkeit sogar «moderner», im Ansatz Luther näher als die Reliquienfrömmigkeit Friedrichs des Weisen, pflegte Herzog Georg doch eine ausgeprägte Christusfrömmigkeit und stand der ausufernden Wallfahrts- und Reliquienfrömmigkeit distanziert gegenüber. Selbst Vertreter einer «vorreformatorischen Laienbildung im Sinne des Bildungsprogrammes eines Erasmus», forderte der Herzog die Ausbreitung der Laienfrömmigkeit und eine allgemeine Verchristlichung des alltäglichen Lebens, insbesondere in den sozialen Brennpunkten der boomenden Bergstädte des Erzgebirges.³⁰

Unruhe und Verunsicherung der Menschen

In Deutschland hat sich kaum eine andere Generation so intensiv mit dem Tod und dem persönlichen Heil nach dem Tode beschäftigt wie die Menschen des ausgehenden 15. und frühen 16. Jahrhunderts. Das zeigen Selbstzeugnisse und Stiftungsurkunden ebenso wie Gemälde, Plastiken oder theologisch-philosophische Traktate. Nicht der säkularisierte Zukunftsoptimismus der Humanisten repräsentiert die Stimmung der großen Mehrheit von Luthers Zeitgenossen, sondern eine tief verwurzelte Religiosität samt der daraus hervorbrechenden Ungewissheit über die Art und Weise der persönlichen Fortexistenz nach dem leiblichen Tod, die als solche für nahezu alle damals lebenden Menschen ganz außer Zweifel stand. Wie sich gegenwärtig die Menschen rastlos um die Entwicklungspotentiale der internationalen Devisenmärkte und Aktienbörsen und die Globalisierung von Wirtschaft und Politik sorgen, weil davon ihr innerweltliches «Heil» abhängt, so waren Anfang des 16. Jahrhunderts viele Menschen von den Fragen irdischer Vergänglichkeit und der Fortexistenz nach dem Tode umgetrieben, Intellektuelle ebenso wie die «einfachen» Leute in Stadt und Land. In der bildenden Kunst und in der Literatur fanden Todes- und



Der Tod und das Mädchen, Lindenholzrelief von Hans Schwarz, zwischen 1510 und 1520

Vanitasmotiv einen neuen, verinnerlichten Ausdruck – in den großen Totenreigen auf Mauern und Wänden von Kirchen, Klöstern oder Friedhöfen, vor allem aber dort, wo die Allgegenwart des Todes als ganz persönliches, privates Lebensgefühl zu erkennen ist, wie in dem anrührenden Lindenholzrelief «Tod und Mädchen» von Hans Schwarz. Ins Groteske gesteigert finden sich die Ängste des Zeitalters in den surrealistisch anmutenden Gemälden des Niederländers Hieronymus Bosch. Hinter dieser selbstquälerischen Beschäftigung mit dem Tod stand nicht die Furcht vor der Kälte und Leere eines nihilistischen Jenseits, sondern die bohrende Ungewissheit nach den Formen des Lebens nach dem Tod – als Versöhnung mit Gott oder nie enden wollende Qualen im Schlund der Hölle.

«Wie gewinne ich einen gnädigen Gott?» oder «Wie ist es um mein persönliches Seelenheil bestellt?» – diese Fragen, die durch Luther weltgeschichtliche Bedeutung erhielten, stellten sich die Menschen vor allem nördlich der Alpen, besonders in Deutschland. Italien war von einer solchen transzendentalen Unruhe kaum erfasst. Dort suchte man Stabilität, Sicherheit und Ordnung vorrangig auf säkularen Wegen zu erreichen, am entschiedensten der Florentiner Niccolò Machiavelli, der in eben jenen Jahren sein rein diesseits orientiertes, von Moralüberlegungen jeder Art befreites Politikmodell entwickelte. Nördlich der Alpen aber führten die Menschen gegen ihre Ungewissheit und Ängste das ganze Arsenal kirchlicher Frömmigkeit und tra-

Die schöne Maria von Regensburg in der Version wie sie Albrecht Altdorfer kurz nach dem Wunder von 1519 malte, und wie sie tausendfach als Holzschnitt verkauft wurde und die Wohnungen der Pilger schmückte, 1519-1522



ditioneller Heilsvermittlung ins Feld: Vor allem bei der Mutter Gottes suchten sie Schutz, weil sie sich von ihr am ehesten eine erfolgreiche Fürbitte vor dem richtenden Gott erhofften. Und so gehört die Schutzmantelmadonna neben dem Totentanz zu den beliebtesten Motiven der Zeit. Gleichzeitig mit dem Heiligenkult blühten Stiftungen und Bruderschaften auf. Beide waren so etwas wie eine Lebensversicherung, allerdings für das Leben nach dem Tode: Die Stiftungen stellten sicher, dass Messen für das Seelenheil des verstorbenen Stifters gelesen wurden; die Bruderschaften waren eine kollektive Form eben derselben Fürbitten, die von den lebenden für die verstorbenen Genossen geleistet wurden. Es war die hohe Zeit der Wallfahrten, zu denen alljährlich Tausende von Gläubigen aufbrachen – etwa zur «Schönen Maria» in Regensburg, einem Gnadenbild, das 1519 seine Wunderkraft erwiesen hatte, als ein Regensburger Handwerker nach einem schweren Unfall wundersam genas. Über die sogleich daran anschließenden Wallfahrten berichtet eine zeitgenössische Chronik: *«In den ersten drei Jahren seit Gründung der Kapelle wurden 25374 Messen gelesen. Ganze Kirchenspiele hatten sich vereinigt, und kamen 10, 20 und mehr Meilen weit her, um der schönen Mutter Gottes zu opfern, und sich ihrer Fürbitte zu empfehlen. Wenn ein solcher Wallfahrts-*

*zug nächtlicher Weile mit Sang und Klang durch die Dörfer zog, so sprangen die Weiber auf, und schlossen sich nicht selten im bloßen Nachtgewande demselben an».*³¹

Auch die Schattenseiten dieser massenpsychologischen Erregtheit der Zeit traten in der Regensburger Wallfahrt deutlich zutage. Diese hatte nämlich ihren Ursprung in einem Judenpogrom, und der scheinbar wundersam errettete Handwerker war während seiner Zerstörungsarbeit an der Synagoge verunglückt. Ausgebrochen war das Pogrom gleich nach dem Tod Kaiser Maximilians I., als der besondere Rechtsschutz erloschen war, den die reichsstädtischen Juden als «Kammerknechte» des Kaisers genossen und für den sie besondere Steuern zu zahlen hatten. In dieser Situation wurden die Juden zu Sündenböcken der christlichen Ängste und Verunsicherungen – der materiellen, die in der wirtschaftlich stagnierenden Reichsstadt Regensburg besonders verbreitet waren, vor allem aber der geistig-religiösen. Auch anderwärts in Europa, etwa 1474/75 in Trient oder 1510 im Kurfürstentum Brandenburg, wurden in den Jahrzehnten um 1500 Juden zu Opfern der eschatologischen Heilssuche ihrer christlichen Nachbarn, die ihnen Hostienschändung oder gar Ritualmorde an christlichen Kindern vorwarfen, um sie dafür aufs grausamste zu bestrafen. Zusätzlich gesteigert wurde das apokalyptisch endzeitliche Bewusstsein durch das scheinbar unaufhaltsame Vordringen der Türken. Denn der Abwehrkampf der christlichen Staaten war in den Augen der meisten Zeitgenossen nur vordergründig ein macht- und wirtschaftspolitisches Ringen. Dahinter stand in Wahrheit der eschatologische Endkampf zwischen Christ und Antichrist, zwischen den Kräften der Finsternis und den himmlischen Heerscharen.

Auch innerhalb der Kirche sorgte die Heilsnot der Menschen für Unruhe: Die Jahrzehnte um 1500 waren die Zeit eines heftigen Antiklerikalismus, verbreitet vor allem unter den Bürgern der aufstrebenden Städte, bei humanistischen Intellektuellen, Literaten und Künstlern. Sie alle konnten sich nicht genügen im Spott und Hohn über ungebildete Altaristen und ihr sinnlos magisches Treiben, über geldgierige Prälaten, geile Mönche und gar zu willige Nönnchen. Und sie brachten diese Verachtung unters Volk durch Spotttraktate, Holz-

schnitte und Gemälde, die ebenso detailversessen wie bissig waren. Die Kritik an Rom und dem falschen Treiben der welschen Kurtisane, also der römischen Höflinge, war in Deutschland besonders ausgeprägt, und zwar auch und vor allem unter Politikern und bei den Reichsständen, die schon seit Jahren einen Beschwerdekatalog über missliebige Praktiken der Kirche zusammengetragen hatten. Auf den Reichstagen wurde heftig über diese «Gravamina teutscher nation» debattiert, und vom Kaiser als weltlichem Oberhaupt der Christenheit erwartete man, dass er für Abhilfe sorgte. Das alles war aber kein moderner oder gar atheistischer Antiklerikalismus, der die Kirche als Heilsinstitution in Frage stellte. Im Gegenteil, hinter dem Spott an den erbärmlich ausgebildeten, moralisch verworfenen Klerikern stand das Idealbild eines integren, pflichtbewussten Priesters und Seelsorgers. Der Antiklerikalismus des Reformationszeitalters war somit ein Teil der Sehnsucht nach einer besseren Kirche und nach einem sicheren, von «guten» Klerikern geebneten Weg zum ewigen Seelenheil.

Die Umstände der Zeit mögen wenig über den Kern von Luthers Theologie aussagen. Für den Ursprung und das Profil seines Denkens sowie für die gesellschaftlichen und politischen Ordnungsvorstellungen seiner Reformation sind sie aber durchaus von Belang. Vor allem aber sind sie bei der historischen Einordnung seines Lebens und seines Werkes zu beachten, belegen sie doch, dass der Wittenberger nicht nur Gestalter, sondern auch Kind des Aufbruchs war.

II. KINDHEIT UND JUGEND

Sohn eines «armen Hauers»?

Anders als die Zeit, in der der Reformator im Rampenlicht des nationalen und internationalen Interesses stand, bleiben seine frühen Jahre im Kreise der Mansfelder Familie ebenso wie die anschließende Schulausbildung in Magdeburg und Eisenach in vielem unscharf. Denn was der Reformator rückblickend, meist in den Tischreden, über seine Kindheit erzählte, unterlag in der üblichen Weise den Mängeln der Erinnerung, vor allem aber dem Willen zur Selbstdeutung, der gerade Menschen mit einem welt- oder – wie im Falle Luthers – heilsgeschichtlichen Auftrag beseelt. In dieser Situation ist es hochwillkommen, dass jüngst die Landesarchäologen Sachsen-Anhalts wertvolle Erkenntnisse über die Wohnsituation und das Alltagsleben der Luders in Eisleben und Mansfeld zutage gefördert haben und dass Wirtschafts- und Sozialhistoriker in der Lage sind, ein immer genaueres Bild von Landwirtschaft und Montangewerbe im Heimatraum des Reformators zu zeichnen.¹

Die ersten anderthalb Lebensjahrzehnte verbrachte Martin mitten im Aufbruch der harzländischen Bergbauregion. Seine Kindheit war bestimmt durch den Alltag der jungen Bergunternehmerfamilie, die ganz damit beschäftigt war, die Chancen des boomenden Montangewerbes zu nutzen und die wachsende Kinderschar zu versorgen. Später liebte es der Reformator, Geburt und Herkunft ins Licht des Traditionellen zu tauchen: Er sei der Sohn eines «*armen hewers*», ein «*rustici filius*» («der Sohn eines Bauern»), der «*gegen Mansfeld getzogen und daselbes ein metallicus, ein berckhauer*» geworden sei.² Die Wirklichkeit sah anders aus: Väterlicherseits war die Familie Luder seit

Generationen im thüringischen Dorf Möhra, südlich von Eisenach, beheimatet.³ Der Großvater Heiner Luder gehörte zu den Vollbauern des Dorfes, die als «Erbzinsleute» keinen Leibherrn hatten, also als freie Bauern direkt dem Kurfürsten von Sachsen als ihrem Landesherren abgabepflichtig waren. Angesichts ihres gehobenen Rechts- und Sozialstatus waren diese thüringischen Erbzinssler gar nicht mit den leibeigenen und grundhörigen Bauern anderer Teile Deutschlands vergleichbar. Die Luders gehörten nicht zu den allerreichsten Bauern des Dorfes, sie lassen sich aber auf einer ganzen Handvoll ansehnlicher und ertragreicher Höfe Möhras und Umgebung nachweisen. Als Luther 1521 von der Wartburg aus die angrenzenden Gebiete des Thüringer Waldes durchstreifte, gewann er jedenfalls den Eindruck, seine Sippe nähme fast die ganze Gegend ein. Die Möhraer Erbzinssbauern konnten ihre Höfe und Ländereien frei vererben. Traditionsgemäß geschah das ungeteilt an den jüngsten Sohn. Der Landesherr und seine Verwaltung residierten fernab in Torgau, Weimar oder Wittenberg. Für die südwestlichen Besitzungen der Wettiner gab es bis 1513 nicht einmal eine eigene Amtsordnung. Daher waren die Bauern Möhras an eine weitreichende kommunale Selbstverwaltung gewöhnt. Finanz-, Dorf- und Agrarangelegenheiten, etwa die Nutzung der Allmende, wurden zugunsten der Vollbauern geregelt, ohne Rücksicht auf die unterbäuerlichen Dorfbewohner ohne eigene Hofstelle.

Da Hans Luder (1459–1530), der Vater des Reformators, der älteste von vier Söhnen war, konnte er den väterlichen Hof nicht erben. Wollte er nicht unverheiratet als Knecht bei seinem jüngsten, erbenden Bruder leben, war er gezwungen, anderwärts und außerhalb der Landwirtschaft eine Existenz zu gründen. Als er 1479 zwanzigjährig die etwa gleich alte Margarete Lindemann (1460–1531) heiratete, hatte er sich für den Weg in die Selbstständigkeit entschieden. Damit lagen Jahre der Ungewissheit und der Mühe des Anfangs vor ihm und seiner Frau. Mittellos und ohne Unterstützung mussten sie die ersten Jahre indes nicht bewältigen. Vieles weist darauf hin, dass der aus dem Möhraer Haushalt ausscheidende älteste Sohn angesichts der günstigen Agrarkonjunktur des ausgehenden 15. Jahrhunderts mit einem gewissen Grundkapital ausgestattet werden konnte. Es ist sogar plausibel, dass schon der Vater Heiner Luder neben der Landwirt-

schaft auch eine Kupfergrube mitbetrieb, die möglicherweise auf seinem Grund und Boden lag, gehörte Möhra doch zu der Suhler Kupferschieferregion.⁴ Hans Luder hätte somit neben dem Grundkapital auch bereits bergmännische Erfahrung mit nach Eisleben gebracht.

Hinzu kam eine nicht zu unterschätzende Starthilfe durch die Verwandtschaft seiner Frau. Denn mütterlicherseits gehörte der Reformator zu einer Aufsteigerfamilie, was meist übersehen wird, da Historiker wie Genealogen den Müttern traditionell wenig Aufmerksamkeit geschenkt und sich zu sehr auf den männlichen Zweig von Abstammungsfamilien konzentriert haben.⁵ Der Großvater Luthers mütterlicherseits, Johann Lindemann, gehörte zum ratsfähigen Bürgertum Eisenachs, das in der Agrar- und Gewerbergion des westlichen Thüringer Waldes in mannigfaltigen Beziehungen zu der ländlichen Oberschicht der Vollbauern stand. Die Ehe zwischen dem Bauernsohn Hans Luder und der Bürgertochter Margarete Lindemann war somit keineswegs ungewöhnlich. Und es war auch selbstverständlich, dass die mütterliche Familie das Schicksal des jungen Ehepaares und seiner Kinder entscheidend mitbestimmte. Besonders wichtig war in dieser Hinsicht der ältere Bruder Margaretes, Antonius Lindemann, der als Bergrat an der Spitze des prosperierenden Kupferbergbaus der Harzgrafschaft Mansfeld stand und dort auch selbst eine Hütte betrieb.⁶ Denn der Raum Eisenach-Möhra bot dem jungen Paar keine dauerhafte Existenzgrundlage, weil die dortigen Kupfervorkommen von geringer Qualität waren und kaum noch gewinnbringende Ausbeute versprachen. Dagegen war das Mansfelder Kupfer in den Zentren Mansfeld und Hettstedt von höchster Qualität. Zudem förderten die Grafen das Revier nach Kräften, erließen eine gewerbefreundliche Bergordnung und sorgten für die Einführung modernster Technologien, etwa des Saigerverfahrens, mit dem sich aus dem Rohkupfer Silber gewinnen ließ.⁷ Die für Investoren unerlässliche Rechtssicherheit hatte allerdings eine Einigung mit dem in der Harzregion traditionell einflussreichen Kurfürsten von Sachsen zur Voraussetzung. Nach monatelangen Verhandlungen kam ein entsprechendes Übereinkommen am 6. Mai 1484 in Leipzig zustande. Es ist davon auszugehen, dass Hans Luders Schwager Anton Lindemann als Mansfelder Bergrat im Sommer 1483 über den sich anbahnenden Vertrag Bescheid wusste

und hierüber wie über die damit verbundenen Chancen für investitionsbereite Bergmeister seinen Verwandten in Möhra einen – wie wir heute sagen würden – Insider tip gab. Jedenfalls übersiedelten seine Schwester und sein Schwager im Sommer 1483 in die Grafschaft Mansfeld – wenig später gefolgt von Klein-Hans Luder, dem jüngeren, in Möhra ebenfalls nicht erbberechtigten Bruder.

Das Ehepaar Luder, Margarete bereits hochschwanger, bezog ein Haus in Eisleben,⁸ und zwar im Handwerkerbezirk des dortigen Brückenviertels. Mit rund 4000 Einwohnern entsprach Eisleben weitgehend den aus Eisenach vertrauten Verhältnissen, so dass sich das junge Paar ohne große Schwierigkeiten in dem neuen Umfeld zurecht gefunden haben wird. Anders als in der ehemaligen thüringischen Residenzstadt am Fuße der Wartburg, die von einem behäbigen Handels- und Bildungsbürgertum geprägt und eher auf die Vergangenheit als auf die Zukunft orientiert war, herrschte in Eisleben jedoch Aufbruchstimmung – mit neuen Vorstädten, expandierenden Unternehmungen im Montanwesen und ihm zugeordneten Gewerbe; mit risikobereiten Hüttenmeistern, die Kapital aufnahmen und einen raschen Aufstieg erwirtschafteten, nicht selten aber auch einen jähen Absturz erlebten; mit einer breiten Schicht von Berg- und Hüttenarbeitern, die für Leben, aber auch für Unruhe und Gefahren in den Mansfelder Städten sorgten. Hans Luder wusste seine Chancen zu nutzen und fand rasch die notwendigen geschäftlichen Beziehungen. Mit Hans Lüttich, der einem eingesessenen Hüttenmeistergeschlecht angehörte, fand er den geeigneten Partner und Mitinvestor.

Bald sollte sich herausstellen, dass in Eisleben selbst, wo die im Eigenbesitz befindlichen «Erbfeuer» ebenso wie die vom Grafenhaus als Pacht vergebenen «Herrenfeuer» in festen Unternehmerhänden waren, kein Platz für Neuinvestoren war. Hans Luder und sein Partner pachteten daher im Frühjahr 1484 in der nahe gelegenen Stadt Mansfeld von der Landesherrschaft die notwendigen Bergrechte als Herrenfeuer.⁹ Mit etwa 3000 Einwohnern war Mansfeld um ein Viertel kleiner als Eisleben und noch deutlicher als jenes von Bergbau und Ackerbürgertum geprägt. Überragt von dem mächtigen Grafenschloss Mansfeld, lag die Stadt zugleich im unmittelbaren Einflussbereich des Hofes und der Verwaltung des kleinen Territoriums. Die Hauptstraße,

die sich vom Kirchplatz zum unteren Stadttor erstreckte und in die Landstraße hinauf zum Schloss und den Kupferschiefervorkommen mündete, war durch eine unmittelbare Nachbarschaft von Hofbeamten- und Montanunternehmerfamilien geprägt. Die Familie Luder bewohnte hier eine ansehnliche Hofanlage mit repräsentativem Vorderhaus, daran anschließenden Stall- und Wirtschaftsgebäuden sowie einem ausgedehnten Nutzgarten für Gemüse-, Obst- und selbst Weinanbau.¹⁰

Die ausgedehnten Nutzgebäude des Mansfelder Anwesens bezeugen, dass das Familienunternehmen neben dem Montan- und Hüttenwesen, dessen Materialien ebenso wie die bei der Entwässerung der Schächte eingesetzten Pferde unterzubringen waren, zu einem wesentlichen Teil auf Ackerbau und Viehzucht beruhte, deren Produkte eine stabile Einnahmequelle darstellten und damit die Risiken des Bergbaus absichern konnten. Schließlich nutzte Hans Luder auch die Möglichkeiten des im frühen 16. Jahrhundert rasch wachsenden Kapitalmarkts, indem er überschüssiges Geld gegen Zinsen verlieh, etwa an den Grafen von Stolberg-Wernigerode oder an kirchliche Institutionen. Wie stets in überhitzten Wirtschaftslagen standen den außergewöhnlichen Gewinnchancen auch damals beträchtliche Risiken gegenüber. Das musste auch Hans Luder erfahren, allerdings erst zu Ende seines Berufslebens, so dass den Erben neben den Liegenschaften noch 1250 Gulden Barvermögen blieb.¹¹ Erst Jakob, der jüngere Bruder des Reformators, der Betrieb und Elternhaus übernahm, wurde von der Krise des Mansfelder Bergbaus voll erfasst und geriet in erhebliche wirtschaftliche Schwierigkeiten.

Martins Kindheit in Mansfeld wurde vom ökonomischen Erfolg und der damit einhergehenden, rasch wachsenden sozialen Reputation des Vaters bestimmt. Hans Luder gehörte zu den Honoratioren der Stadt und rückte, wie in spätmittelalterlichen Städten üblich, sogleich in bürgerliche Ämter ein: Bereits 1491 ist er als Vierherr belegt, einer der vier Bürgerschaftsvertreter, die mit dem Rat die Stadt verwalteten. Damit werden sich zwangsläufig auch Kontakte zum nahe gelegenen Hof und zur Landesregierung ergeben haben. Die Amtspflichten des Vierherrn Luder erstreckten sich auch auf kirchliche Angelegenheiten, vor allem an der dem luderschen Anwesen unmit-

telbar benachbarten Stadtpfarrkirche St. Georg, wo er die Bürgergemeinde bei Altarweihen, bei Angelegenheiten der Kirchenfabrik, also des Gebäudes, sowie bei dem bereits in den 1490er Jahren florierenden Ablasshandel vertrat.

Der Reformator berichtete später, der Vater habe sich dem zudringlichen Mahnen eines Klerikers nach finanziellen Dotationen an die Kirche mit dem Hinweis auf seine Unterhaltungspflichten gegenüber einer großen Familie entzogen.¹² Das entspricht dem Realitätssinn eines hart arbeitenden und knapp rechnenden Bergunternehmers dieser Zeit, die gerade im Wirtschafts- und Finanzleben säkulare, ja säkularisierende Züge entwickelte. Auch mag man daran Zeichen eines Antiklerikalismus sehen. Antireligiös oder auch nur antikirchlich war Hans Luder aber nicht. Vielmehr stand er mitten in den neuen religiösen Bewegungen, wenn er der 1502 gegründeten Honoratiorenbruderschaft «Unserer lieben Frauen Gezeiten im Thal Mansfeldt» beitrat und sich auch in der insbesondere soziale Ziele verfolgenden Bruderschaft St. Georg an der Stadtkirche engagierte.

Der Plan, den Aufstieg seiner Familie durch ein Jurastudium des ältesten Sohnes abzusichern, war nicht außergewöhnlich. Neben der geistlichen Laufbahn war es in erster Linie das Jurastudium, das angesichts des rasch wachsenden Bedarfs von Fürsten und Stadtmagistraten an Rechtsgelehrten und Verwaltungspersonal den sozialen Aufstieg bis hinauf in den Beamtenadel ermöglichte. In zahlreichen nord- und mitteldeutschen Städten sollten wenig später während der reformatorischen Unruhen der 1520er und 1530er Jahre Juristen in die Ratsfamilien vordringen, und in der darauf folgenden Generation bildeten sie auch in den Territorien den Kern des neuzeitlichen Beamtenbürgertums.¹³ Für den Berg- und Hüttenunternehmer Luder, in dessen Familie es keine Bildungstradition gab, lag dieser Studienwunsch für seinen Sohn umso näher, als mehrere Mitglieder der Lindemann-Familie ganz selbstverständlich zur Universität gingen: Johann und Kaspar Lindemann, Söhne des älteren Bruders der Mutter und somit Vettern Martins, studierten Jura beziehungsweise Medizin und stiegen in fürstlichen Diensten auf, der eine zum Rat, der andere zum Leibarzt des sächsischen Kurfürsten. Wie eng die Familienbande waren, zeigt die Anwesenheit Kaspar Lindemanns 1519 bei der ersten

und schwierigsten Disputation des Reformators mit Eck in Leipzig.¹⁴ Ein ähnliches Vorbild lieferte die befreundete Eislebener Hüttenmeisterfamilie Drachstedt mit ihrem Sohn Philipp, der zum Dr. jur. promovierte und es zum fürstlichen Rat und Assessor am Reichskammergericht brachte. Das waren Karrieren, die sich der Mansfelder Hüttenmeister, der die Unsicherheiten seines Gewerbes sehr wohl kannte, für den Berufsweg seines ältesten Sohnes nur wünschen konnte. All dies macht auch verständlich, dass Hans Luder zutiefst enttäuscht und verärgert war, als Martin das Jurastudium aufgab und damit die Hoffnung auf einen weiteren sozialen Aufstieg der Familie zunichte machte.

Strenge und Radikalität des Mansfelder Alltags

In Haus und Hof und damit im Alltag der Kinder und der Familie führte die Mutter das Regiment. In den Anfangsjahren, als sich die junge Familie noch kein Gesinde leisten konnte, hatte sie auch ganz konkret körperlich die Last des Haushalts zu tragen. Es besteht daher auch nach der Korrektur der romantischen Vorstellung, der Vater habe sich aus dem Nichts zum wohl situierten Unternehmer emporgearbeitet, kein Anlass, Luthers Erinnerung ganz zu misstrauen, nach der seine Mutter Holz im Wald gesammelt und auf dem Rücken nach Hause getragen habe.¹⁵ Denn auch bei den Luders wird das Geld knapp gewesen sein, weil es in die Geschäfte investiert werden musste. Die Kindheit Martins war daher wohl kaum durch Armut geprägt, aber durch Sparsamkeit und eine gewisse Kargheit des Familienalltags. Auch später, als die Geschäfte gut liefen, blieb der Einsatz der Mutter unverzichtbar, wuchs die Familie doch stetig an. Bis zu welcher Kopfzahl genau, ist allerdings wiederum nicht auszumachen: Mit Sicherheit hatte Martin einen Bruder, Jakob, und drei Schwestern, die das Erwachsenenalter erreichten. Daneben ist aber von weiteren Geschwistern die Rede, die im Kindesalter starben.¹⁶ Es wird auch die Mutter gewesen sein, die die Kinder in die Religion einführte. Abgesehen von einer kurzen Bemerkung des Reformators, seine Mutter sei abergläubisch gewesen und hätte sich vor Hexen und Dämonen gefürchtet, wissen wir nichts über die Art ihrer Frömmigkeit und Spiri-

tualität. So ist davon auszugehen, dass auch Martins religiöse Erziehung dem damals Üblichen entsprach, also von Volksreligion, Heiligenverehrung und der allgegenwärtigen Leistungsfrömmigkeit bestimmt war.

Ungeachtet des Mangels quellenkritisch belastbarer Zeugnisse sahen und sehen sich immer wieder Psychologen zur Deutung der Kindheitserlebnisse des späteren Reformators und ihrer Folgen für sein Denken und Handeln aufgerufen. So erklärte der amerikanische Psychoanalytiker Erik H. Erikson die Reformation als einen antiautoritären Protest des «Jungen Mannes Luther»¹⁷ gegen seine Vaterfixierung. Er zieht dazu scheinbar psychoanalytisch tragfähige Selbstaussagen des Reformators heran, insbesondere zwei Jahrzehnte später geäußerte Kindheitserinnerungen. Die eine betrifft das Verhältnis zum Vater: *«Mein vatter steupt mich einmal also sehr, das ich im floh und das im bang was, bis er mich wider zu im gewenet»*. Die andere dasjenige zur Mutter: *«Mein mutter steupet mich um einer eingen (einzig) Nuß willen, dass das Blut floß. Und diese strenge Disziplin hat mich schließlich ins Kloster geführt, wiewol sie es hertzlich gut gemeinet haben»*.¹⁸ Auch wenn Luther selbst eine Verbindung herstellte zwischen der elterlichen Zucht und dem unbarmherzigen Gottesbild, das ihn ins Kloster fliehen ließ, so ist doch vor einer methodischen Gleichbehandlung seiner bei Tisch vorgetragenen Erinnerungen mit den Bekundungen von Angehörigen des modernen Bürgertums auf der Couch ihrer Psychoanalytiker zu warnen. Lebensumstände und Seelenhaushalt Luthers und seiner Zeitgenossen wurden von anderen Nöten und Ängsten bestimmt und fanden ihren Ausdruck in anderen Bildern und Imaginationen als bei den Menschen des 19. und 20. Jahrhunderts, an denen Freud und seine Nachfolger ihr Instrumentarium und ihre Deutungsmuster entwickelten. Martin wuchs auch nicht in einer Überfluss- und Konsum-, schon gar keiner Permissivgesellschaft auf. Wegen des rauen Klimas wuchsen im Osten Deutschlands wenige Nussbäume mit geringem Ertrag. Eine Walnuss war daher ein kostbares Gut, über dessen Verteilung ebenso wie über die der anderen Lebensmittel die Eltern bestimmten. Hausvater und Hausmutter waren ganz selbstverständlich Herr und Herrin des Hauses, über Gesinde ebenso wie über die Kinder. Eine Übervater- oder

Übermutterpsychose im modernen Sinne konnten damalige Kinder kaum entwickeln.

Wollte man behaupten, Luther sei wegen dieser Kindheit zum Reformator geworden, dann muss man nahezu jedem seiner Zeitgenossen zubilligen, dass er das Zeug zum Rebellen und Reformator hatte. Und was konkret die Herleitung des noch den Augustinermönch in seiner Klosterzelle bedrängenden Bildes eines unbarmherzig richtenden Gottes von seinem strafenden und züchtigenden Vater anbelangt, so ist auch das im Vergleich zu anderen Lebensläufen wenig plausibel. Der dem Bildungs- und Beamtenbürgertum Frankreichs entstammende und von ganz anderen Kindheitserfahrungen geprägte Johannes Calvin entwickelte eine von Allmacht und Rechtsvollkommenheit bestimmte Gottesvorstellung, die den Schreckensphantasien des Lutherschen Gottesbildes in nichts nachstand. Ja mehr noch, Calvin lehrte auch als Reformator den unergründlichen, aus unbegrenzter Gewalt über Heil und Verdammnis des Menschen verfügenden Gott der Prädestination, der dem Menschen zeitlebens Angst um sein Erwähltssein einflößte.¹⁹ Dagegen konnte Martin Luther diese bedrohende Gottesvorstellung schließlich überwinden und den gnädigen Gott zum Kern seiner Theologie machen. Wenn Luther tatsächlich einen Vaterkomplex hatte, so ist es ihm gelungen, diesen theologisch produktiv zu verarbeiten und zu dem protestantischen Gott der ewigen Gnade vorzustoßen, der ihn und Millionen seiner Zeitgenossen von den Ängsten ewiger Verdammnis befreite. Wer demnach sich weiterhin aufgerufen fühlt, seine frühe Verzweiflung an dem richtenden Gott auf seine Vaterbeziehung zurückzuführen, der muss mit demselben psychoanalytischen Instrumentarium zeigen, wie der Wittenberger anders als der Genfer Reformator das bedrohliche in ein gnädiges Gottesbild verwandeln konnte.

Nein, es spricht alles dafür, sich Martin Luder in den Jahren von 1483 bis 1497, als er das Mansfelder Elternhaus verließ, als Kind vorzustellen, das materiell und sozial, kulturell und mental so wie die meisten Altersgenossen seines Umfeldes aufwuchs. Wie der Vater in das Mansfelder Honoratiorentum eingebunden war, so war Martin Teil von dessen nachwachsender Generation, insbesondere derjenigen,

die wie die Hüttenmeistersöhne Nicolaus Oemler und Hans Reinicke sich auf ein Studium vorbereiteten und mit ihm die Mansfelder Stadtschule besuchten. Ereignisse oder Verhaltensweisen, die bereits früh auf seinen Weg zum Reformator hingewiesen hätten, sind nicht bekannt. Es gibt weder Anhaltspunkte für eine Heiligenlegende, an der seine Anhänger wenig später arbeiteten, noch lassen sich Züge eines krankhaften, von Zerstörung kirchlicher wie weltlicher Ordnung besessenen Bösewichts erkennen, wie sie ihm seine römischen Gegner andichteten. Man wird aber wohl einige Züge identifizieren können, die das Kind Martin geprägt haben mögen.

So wird die Position des Ältesten einer größeren Kinderschar ihn früh zu Verantwortung und Selbstständigkeit geführt haben, Charaktereigenschaften, die sich zwangsläufig verstärkten, als der Vierzehnjährige zur Fortsetzung seiner Schulbildung auf Dauer Elternhaus und Heimat verließ. Trotz ihrer Strenge blieb die Mutter dem Reformator zeit Lebens als ruhelos arbeitende und sorgende Hausherrin ein Vorbild. Vieles, was er später seiner Frau Käthe an umsichtiger Führung des Hauses wie der erweiterten Ökonomie seiner eigenen Familie immer wieder hoch anrechnete, wird er bewusst oder unbewusst als Spiegelbild der Rolle empfunden haben, die seine Mutter im Elternhaus gespielt hatte. Ähnlich dürften die berufliche und soziale Position des Vaters und das Milieu der jungen und dynamischen Montangesellschaft an seinen Auffassungen von Beruf und christlichem Handeln in der Welt nicht spurlos vorübergegangen sein. Als Bergunternehmer war der Vater an Wagnis, Entscheidungszwänge und Risiko ebenso gewöhnt wie an die Darstellung und Durchsetzung seiner Interessen in der Öffentlichkeit – im Gewerbeleben, in der Stadt und gegenüber dem nahegesessenen Landesherrn und seinen Räten. Wer hier zögerte oder sich durch Rückschläge irremachen ließ, der ging unter. Der Mut, die Entschiedenheit und Geradlinigkeit, aber auch die immer wieder angefochtene, letztlich aber nie versiegende Energie, mit der später der Reformator Martin Luther seinen Weg ging, entsprachen ganz und gar den Spielregeln seines Kindheitsumfeldes – der Eintritt ins Kloster gegen den heftigen Widerstand des Vaters; die entschiedene Entwicklung seiner Theologie ungeachtet aller Anfeindungen, ja von diesen geradezu vorangetrieben, seine Lehre

immer klarer zu formulieren; die Unbeirrbarkeit, mit der er in Worms einzog, allen Warnungen zum Trotz. Die Prägungen der Kindheit lassen sich noch in dem Selbstbewusstsein vermuten, mit dem er Hilfe und Schutz, selbst seines Landesherrn, zurückwies, wenn sie ihn einzuengen drohten: «*So nicht, Kurfürst*», schleuderte er Friedrich dem Weisen entgegen, als dieser durch Spalatin ihn davon abhalten wollte, gegen die Reliquiensammlung des Kurmainzer Erzbischofs zu schreiben. «*Lieber will ich Dich und den Fürsten und alle Welt ins Verderben reißen*», als um des «*allgemeinen Friedens*» willen auf die Verkündigung dessen zu verzichten, was für wahr und für das Ewige Seelenheil notwendig erscheint.²⁰

Auch die Radikalität und verbale Gewalt, mit der Luther später nicht nur in seiner Korrespondenz, sondern weit schlimmer noch in seinen Abhandlungen und Pamphleten – etwa in *Wider das Papsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet*²¹ – wütet, spiegeln die soziale Erregbarkeit, die Impulsivität bis hin zur Gewalt des Milieus, in dem er großgeworden war. Bis in die engere Familie hinein waren diese Wellen der Impulsivität geschlagen – Luthers Onkel Klein-Hans, der seinem älteren Bruder Groß-Hans, Luthers Vater, ins Mansfeldische gefolgt war, hatte sich immer wieder vor den Mansfelder Gerichten wegen Raufereien und Gewalttätigkeiten zu verantworten und kam schließlich selbst bei einer Wirtshauschlägerei ums Leben.²² Da die schöpferische Aneignung von Sprache, der Mutter- wie der Fremdsprache, im Kindesalter erfolgt, darf man wohl davon ausgehen, dass schon Martin Luder als Kind «dem Volk aufs Maul» schaute und somit der Boden für die Sprachgewalt und die sprachgeschichtlichen Leistungen des Reformators in seinen Mansfelder Kindheitsjahren bereitet wurde.

Schule und Studium

Der Bildungsweg, der den Bauernkel und Bergunternehmersohn Martin Luder von der Mansfelder Trivialschule über die Lateinschulen in Magdeburg und Eisenach zur Universität in Erfurt führte, war durchaus üblich. Ausgangs des 15. Jahrhunderts war in Deutschland wie allgemein in Europa auch die Welt der Erziehung und des Unterrichts in Bewegung geraten.²³ Es war längst nicht mehr selbstver-

ständig, dass die Söhne in Beruf und Stand der Väter blieben. Durch den Ausbau von Schulen und Universitäten, aber auch von anderen Studienwegen, etwa der Ordensstudien, war Bildung zu einem Mobilitätskanal geworden, den gerade diejenigen Bevölkerungsschichten nutzen, die, wie Hans Luder und seine Frau, aus bäuerlichen oder stadtbürgerlichen Schichten aufgestiegen und zu einigem Vermögen gelangt waren. Der Humanismus, aber auch die sehr pragmatischen administrativen und politischen Interessen der Landesherren, Stadtmagistrate oder kirchlichen Institutionen hatten auch in Mitteldeutschland vielfältige Möglichkeiten des Schul- und Universitätsbesuches eröffnet. An den Universitäten, deren Zahl durch eine eben angelaufene Gründungswelle spätmittelalterlicher, frühneuzeitlicher Territorialuniversitäten – 1502 Wittenberg, 1506 Frankfurt an der Oder – rasch wuchs, hatte die Theologie zwar noch eine Vorrangstellung inne, und die Gottesgelehrsamkeit galt weiterhin als vornehmstes Bildungsziel. Die humanistischen Studien, denen es um den gesamten Kosmos antiker und mittelalterlicher Gelehrsamkeit ging, hatten sich längst von der Theologie unabhängig gemacht, auch wenn diese sie gerne als *ancilla*, ihre Magd, bezeichnete.

Vor allem aber hatten die Juristen und Mediziner angesichts ihrer alltäglich bewiesenen Unentbehrlichkeit in der gesellschaftlichen Wertschätzung mit den Theologen gleichgezogen. Angesichts der wachsenden Bedeutung von Naturwissenschaft und Technik für Wirtschaft und Politik, namentlich im Kriegswesen, gewannen auch praktische Forschungen zunehmend an Ansehen. Das gilt zumal für die Montanregion Sachsen – Harz – Thüringen, wo der Humanist und Chemnitzer Stadtarzt Georg Agricola (1494–1555) mit seiner Schrift «*De re metallica*» (1530) die Grundlagen der Metallurgie und der Bergbautechnik legte und mit späteren Publikationen zum Pionier der Geowissenschaften wurde. Ähnlich war die Entwicklung in der Ballistik und im Festungsbau oder in der Agronomie, deren Lehren der niederrheinische Humanist und herzogliche Rat Konrad von Heresbach später in seinen «*Vier Büchern zur Landwirtschaft*»²⁴ darlegte.

Das Netz angesehener Bürger- und Lateinschulen Mitteldeutschlands war eine wesentliche Voraussetzung für das Gelingen von Hans Luders Plan, den sozialen Aufstieg der Familie durch ein Studium

seines ältesten Sohnes zu vollenden. Die Grundausbildung erhielt Martin noch in Mansfeld selbst, wo er seit dem siebten Lebensjahr die Schule besuchte, die einen Steinwurf von seinem Elternhaus entfernt im Schatten der Pfarrkirche in einem kleinen einstöckigen Haus untergebracht war. Dort lernte er Lesen und Schreiben, etwas Rechnen und die Grundlagen der lateinischen Sprache. Der Reformator sollte später den ständigen Wechsel zwischen Latein und Deutsch beklagen, der dazu geführt habe, dass die Schüler keine der beiden Sprachen beherrschten. Das mag allgemein zutreffen. Er selbst indes hatte sich zu diesem Zeitpunkt im Deutschen längst eine unübertreffliche Sprachgewalt und im Lateinischen eine wo nicht elegante, so doch zuverlässige Kenntnis angeeignet.

Dass die Schule eng mit dem kirchlichen Leben verzahnt war und der Unterricht Religion einschloss, war in jener Zeit selbstverständlich. Was Martin an religiösem und kirchlichem Wissen nicht zu Hause von der Mutter beigebracht bekommen hatte, das erlernte er in der Schule, nicht zuletzt durch tägliches Beten und Singen. Als Reformator machte er später diese Erfahrung zur Grundlage einer protestantischen Religionspädagogik, die bis heute nachwirkt: *«Gott erhält die Kirche durch Schulen; Schulen erhalten die Kirche»*, belehrte er in den 1540er Jahren seine Wittenberger Tischgenossen und hatte dabei zweifellos seine eigene Schulzeit vor Augen.²⁵ Fast nebenbei führte das alltägliche Singen von religiösen Liedern in Schule und Gottesdienst in die Grundkenntnisse der Musik ein und weckte Martins Liebe zum Singen und Musizieren, die später den Reformator zum Schöpfer des protestantischen Kirchen- und Gemeindeliedes werden ließ.

Die höhere Schulbildung konnten Mansfelder Kinder nur auswärts erlangen. Und so wurde Martin zusammen mit seinem Freund Hans Reinicke, auch er der Sohn eines Hüttenunternehmers, 1496 oder 1497, also als eben Vierzehnjähriger, in die rund 70 Kilometer entfernte Bischofsstadt Magdeburg geschickt. Er wohnte bei den *«Brüdern vom Gemeinsamen Leben»*, jener vom niederländischen Humanismus geprägten religiösen Gemeinschaft, die im Nordwesten Deutschlands den spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Aufbruch in Frömmigkeit und Bildung entscheidend beeinflusste. Da die Brüder in der Regel keine Schulen, sondern Schülerheime unterhielten und das of-

fensichtlich auch für Magdeburg gilt, ist nur zu vermuten, dass Martin wohl in der in unmittelbarer Nähe des Klosters gelegenen Domschule unterrichtet wurde.²⁶

Bereits nach einem Jahr ging er nach Eisenach, der Heimatstadt der Mutter, wo er bei Verwandten und Bekannten Unterkunft und Beistand fand. Neben dem Unterricht an der Lateinschule der St. Georgspfarrei waren auch die Eisenacher Jahre durch spirituelle Erfahrungen geprägt, die der heranwachsende Scholar in religiösen Zirkeln der Franziskaner und im Haus des Säkularpriesters Johannes Braun erhielt. Dort trafen sich Schüler der Georgsschule, um miteinander zu beten, zu musizieren und über Bücher zu sprechen – meist wohl geistlichen Inhalts. Aber auch mit Petrarca, dem säkularen Kultdichter der Humanisten, beschäftigten sie sich. Humanistischen Geist wird Martin auch bei seinen Wirtsfamilien Schalbe oder Cotta, beides Ratsgeschlechter, kennen gelernt haben.

Trotz aller Unterstützung durch das Netz der Familie oder Nachbarschaft blieben die Scholaren- und Studentenjahre für Studenten wie Martin Luder, die nicht zu der dünnen Schicht adliger oder patrizischer Kommilitonen mit Gefolge oder gar eigener Hofhaltung gehörten, hart und entsagungsreich. In Magdeburg ebenso wie in Eisenach musste Martin «um sein Brot singen», also seinen Lebensunterhalt teilweise durch «Betteln» bestreiten – eine Übung, die angesichts einer ausgeprägten «Bettelkultur» damals kaum anrühlich war. Im Vergleich mit dem Leben anderer Studenten war sie gleichwohl belastend und kostete viel Zeit. Nicht erst im Kloster unter dem Armutsgelot der Augustiner bildete Luder Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit als hervorstechende Charaktereigenschaften aus, die ihn fürs Leben unabhängig von materiellen Gütern machten. Auch die Eltern mussten Entbehrungen auf sich nehmen. Neben Unterkunft und Verpflegung bedeutete insbesondere das Schulgeld eine nicht unerhebliche Belastung des Mansfelder Betriebes. So kostete allein die Immatrikulation an der Universität Erfurt einen Drittel Gulden – eine ansehnliche Summe bei einem Jahresgehalt eines Bergknappen, also eines der höchstbesoldeten «Facharbeiter» der Zeit, von 30 Gulden oder einem mittleren Vermögenssatz Erfurter Bürger von deutlich unter 100 Gulden.²⁷

Martin Luder schrieb sich im Frühjahr 1501 in der Universität Erfurt ein. Er konnte sich dort auf das soziale Netz stützen, über das sowohl seine Eisenacher Lateinschule als auch sein Mentor Braun in der Bürgerschaft wie in der Universität verfügten. Dennoch bedeutete der Wechsel weit mehr als nur einen Umzug von knapp 40 Kilometern oder den Übergang von der Lateinschule auf die Universität. Es war eine geistig wie politisch eigene Welt, in die der Jüngling von inzwischen gut 17 Jahren eintrat: Erfurt war nicht nur Universitäts-, sondern auch Hauptstadt der mitteldeutschen Besitzungen des rheinischen Hochstiftes Mainz. Zudem war es ein Wirtschaftszentrum ersten Ranges, gegründet auf dem ertragreichen Fernhandel mit der zur Blaufärbung verwendeten Waidpflanze. Das Bürgertum war politisch selbstbewusst, und angesichts der räumlichen Distanz zum Mainzer Landesherrn besaß der Magistrat größeren politischen Gestaltungsspielraum als der Rat mancher Reichsstadt. Mit einem ausgedehnten Landgebiet von über 80 Dörfern und rund 16 000 Einwohnern, somit etwa gleich groß wie Augsburg, war Erfurt eine die Region ökonomisch wie geistig-kulturell beherrschende Metropole²⁸ – die einzige, in der Luther für länger lebte, sieht man von dem kurzen Aufenthalt in Magdeburg einige Jahre zuvor ab.

Die Ende des 14. Jahrhunderts gegründete Universität war damals neben Leipzig die einzige im mitteldeutschen Raum. Sie hatte sich dem Nominalismus, der gegenüber dem Realismus der Thomisten neuen, «modernen» Richtung in Philosophie und Theologie, sowie dem Humanismus geöffnet und war auf dem Wege zu einer führenden Rolle im geistigen Leben des Reiches. Vor allem die Artistenfakultät, die Luder zunächst durchlaufen musste, bevor er eine der höheren Fakultäten Theologie, Medizin und Jura wählen konnte, zeichnete sich durch moderne Methoden und Lehrinhalte sowohl in Philosophie als auch in den Philologien aus. Weniger innovativ war die theologische Fakultät, die sich weitgehend mit der «Wiederholung alter Schriftenkommentare» begnügte und deren «scholastische Methode an innerer Auszehrung litt». Für sensible Studenten, die wie Martin Luder nach Wegen eigener sicherer Erkenntnis suchten, konnte die mit einer solchen Ausrichtung verbundene innere Spannung des Studienbetriebes nur anregend sein, sahen sie sich doch mitten in grund-

sätzliche Methodenkämpfe gestellt und gezwungen, sich eine eigene Position zu erarbeiten und zu begründen.²⁹

In der Erfurter Zeit kam offensichtlich der Vater für Martins Lebensunterhalt auf. Er war dort jedenfalls nicht auf eine der verrufenen, von armen Magistern geführten Privatbursen angewiesen, sondern bezog die angesehene Georgsburse,³⁰ deren Ordnung zu strenger Lebensführung zwang und so einen geregelten Studiengang garantierte. Luder konnte dann auch nach seinem Bachelor Examen vom 29. 9. 1502 bereits im Januar 1505 ohne Probleme die artes liberales, sein – wie wir heute sagen würden – geisteswissenschaftliches Grundstudium, mit der Promotion zum magister artium abschließen. Sogleich danach nahm er das vom Vater gewünschte Jurastudium auf.

Intellektuelles Profil und Charakter

Versucht man Luders Bildungsprofil zu bestimmen, so ist vorab festzustellen, dass uns viele konkrete Einzelheiten unbekannt sind. Vor allem lässt sich nicht genau sagen, wie tief die niederländische Bildungs- und Frömmigkeitsbewegung der Devotio moderna oder auch der Humanismus ihn beeinflusst hatten.³¹ Sicher ist, dass er mit beiden bereits als Schüler in Magdeburg und Eisenach in Berührung gekommen war. Vor allem aber prägte der Humanismus sein Erfurter Grundstudium – durch die Lektüre antiker Autoren, auch Poeten, durch humanistisch gesinnte Lehrer oder Mitstudenten, nicht zuletzt aber durch Methodenbewusstsein und kritische Distanzierung vom scholastischen Schulbetrieb, dem er durch die Studienordnung unterworfen war. Ohne dass sich der Student Luder von der Scholastik losgesagt hätte, waren bereits die Grundlagen für die Verachtung gelegt, die der Reformator später für die Scholastiker als hohltönende Sophisten empfand. Er selbst berief sich 1520 auf Wilhelm von Ockham und die Modernisten innerhalb der mittelalterlichen Philosophie, die im Gegensatz zu den an den meisten Universitäten noch dominierenden Thomisten Vernunft und Glauben trennten und die erstere auf die diesseitige, den letzteren auf die jenseitige Welt bezogen.³²

Die in der Jugend empfangenen humanistischen Einflüsse blieben



Philipp Melancthon, wichtigster Reformator neben Luther, Kupferstich von Albrecht Dürer 1526

zeitlebens wirksam – in der Hochschätzung des Wortes, in seiner entschiedenen Hinwendung zu den Quellen, in der Rhetorik nicht zuletzt der Briefe, in seinem Interesse an antiken Autoren wie namentlich dem griechischen Fabeldichter Äsop, selbst in seiner Liebe zur Musik, die von den Humanisten in neue Bahnen gelenkt worden war. Fremd geblieben war ihm aber die humanistische Anthropologie;³³ sein Menschenbild war nicht dasjenige der Humanisten, wie es ihm später in den optimistischen Schriften des Erasmus von Rotterdam mit ihrer Betonung der autonomen Fähigkeiten des Menschen entgegentreten sollte. Das war grundlegend sowohl für die nächsten Schritte des Studenten Martin Luder in Erfurt als auch später für die evangelische Theologie des Reformators Martin Luther.

Genau betrachtet erscheint auch sein intellektuelles Profil viel stärker existentiell als wissenschaftlich geprägt. Inhalt und Form seines Wissens hingen aufs engste mit seinen persönlichen Erfahrungen zusammen, und er gewichtete sie in ihrem Wert für sein Leben. Dass dabei der Religion eine zentrale Rolle zukam, ist angesichts der ausgeprägten Frömmigkeitskultur des mitteldeutschen Raumes und Luders engen Kontakten zu den religiösen Zirkeln seines jeweiligen

Aufenthaltortes kaum erstaunlich. Typisch ist auch die starke Hinwendung zur Musik, die er als Erfurter Student im Lautenspiel vertiefte.

Später führte er die ihm eigene existentielle Entschiedenheit direkt auf Geburt und Herkunft zurück: *«Ich bin dazu geboren»*, so charakterisierte er sich auf dem Höhepunkt seiner mit radikaler Schärfe ausgetragenen Grundsatzkontroverse über die Willensfreiheit, *«das ich mit den rotten und teuffeln mus kriegen und zu felde ligen, darumb meiner bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich mus die klötze und stemme ausrotten, dornen und hecken weg hawen, die pfützen ausfullen und bin der grobe waldrechter, der die ban brechen und zurichten muss.»* Ganz anders seien dagegen Charakter und Temperament seines dem süddeutschen Gelehrtenbürgertum entstammenden und von feinsinnigen Humanisten erzogenen Freundes und Mitarbeiters Philipp Melancthon:³⁴ *«Aber M. Philipps feret seuberlich und still daher, bawet und pflantzet, sehet und begeust mit lust, nach dem Gott yhm hat gegeben seine gaben reichlich.»*³⁵

III. KRISE UND ZUFLUCHT IM KLOSTER

Studienkrise und Bekehrung vor Stotternheim

Das Jurastudium wurde zu einer Episode von nur wenigen Wochen: Die Eröffnung des Semesters fiel in Erfurt auf den 19. Mai, den Tag des Fakultätspatrons St. Ivo, und am 17. Juli, also nur zwei Monate später, wurde aus dem Jurastudenten der Bruder Martin im Erfurter Kloster der Augustinereremiten. Was war geschehen?

Martin Luder, mittlerweile einundzwanzigjährig, hatte sein Studium offensichtlich mit dem Zivilrecht begonnen, jedenfalls besaß er ein Exemplar des *Corpus Iuris Civilis*, das er vor seinem Eintritt ins Kloster verkaufte. Auch scheint er sich bereits mit den Glossatoren befasst zu haben, den oberitalienischen Rechtsgelehrten des 12. und 13. Jahrhunderts, deren Kommentare zum römischen Zivilrecht gesetzähnliche Kraft besaßen und daher den Kern des Jurastudiums ausmachten. Konkret scheint er die *Glossa ordinaria* des Bologneser Glossators Accursius benutzt zu haben, ein im zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts entstandenes Grundlehrbuch, das in fast 100 000 Glossen das gesamte *Corpus Iuris Civilis* erläuterte. Später, als er längst zur Theologie gewechselt hatte, kritisierte er wiederholt Accursius, weil er dessen Methode, ein Rechtsproblem so oder auch anders zu beurteilen, für blanke Beliebigkeit hielt. Das ist aber nicht die Einschätzung des Rechtsstudenten, sondern das rückblickende Urteil des Reformators, der statt Auslegungsvarianten Eindeutigkeit und Klarheit verlangt. Wo die Juristen die vielfältigen Aspekte der Wirklichkeit und damit deren Relativität diskutierten, da will der Theologe absolute Erkenntnis des unteilbar und unwandelbar Wahren.¹

Hinter solchen und ähnlichen Aussagen – meist in der Tischrün-